

Albert Einstein



Lest gemeinsam die Wörter so oft, bis ihr euch sicher fühlt.
Achtung: Lest laut, gleichzeitig und im gleichen Tempo.

die Polytechnische Akademie
das Patentbüro
die Annalen der Physik
die Quanten
die Photonen
die Relativitätstheorie
die Preußische Akademie der Wissenschaften
die Universität von Princeton
die Nationalsozialisten
der Pazifist
die New York Times

Albert Einstein

Albert Einstein wurde am 14. Mai 1879 als Kind jüdischer Eltern geboren und wuchs in Ulm und München auf. Nach dem Studium der Mathematik und Physik an der Polytechnischen Akademie in Zürich arbeitete er ab 1900 zunächst als Mathematiklehrer, bevor er im Patentbüro in Bern angestellt wurde. 1905 reichte er seine Doktorarbeit an der Universität von Zürich ein und veröffentlichte seine Forschungsergebnisse in der Fachzeitschrift „Annalen der Physik“. Seine Entdeckungen sollten die Physik grundlegend verändern: Er beschrieb, dass das Licht aus einzelnen Teilen, den Quanten, später Photonen genannt, bestehe. Im selben Jahr formulierte er seine spezielle Relativitätstheorie, die besagt, dass jede Zeitangabe an ein Bezugssystem gebunden ist. Damit stellte er das bislang gültige Verständnis von Raum und Zeit auf den Kopf und ebnete den Weg für die atomare Forschung. Nach Professuren in Prag und Zürich folgte er 1914 dem Ruf Max Plancks nach Berlin, wo er Leiter des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Physik und zum Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften gewählt wurde. 1916 veröffentlichte er mit der allgemeinen Relativitätstheorie

eine Erweiterung seiner speziellen Relativitätstheorie, die sich drei Jahre später anlässlich einer Sonnenfinsternis bestätigte. Schlagartig gelangte Einstein dadurch zu internationalem Ruhm. 1933 sah er sich als Jude gezwungen, nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten in die USA auszuwandern, wo er fortan als Professor an der Universität von Princeton tätig war. Albert Einstein revolutionierte mit seinen Forschungsergebnissen und Theorien das physikalische Weltbild des 20. Jahrhunderts. Bereits 1921 erhielt er für seine Quantentheorie den Nobelpreis für Physik. Dabei war er nicht nur ein genialer Forscher, sondern auch ein engagierter Pazifist, der sich nach 1945 vehement für den Abbau atomarer Waffen einsetzte. Nach Einsteins Tod veröffentlichte der Physiker Niels Bohr einen Nachruf in der New York Times, in dem es u. a. heißt: „Durch Albert Einsteins Werk hat sich der Horizont der Menschheit unendlich erweitert und gleichzeitig hat unser Bild vom Universum eine Geschlossenheit und Harmonie erreicht, von der man bisher nur träumen konnte.“

aus: Das große Buch der Biografien von A–Z. 1000 Porträts, Ravensburger Buchverlag, Ravensburg 2003











Das Lesen dieses Textes war für mich:

leicht

eher leicht

eher schwierig

schwierig

Das nehme ich mir für nächstes Mal vor:

321 Wörter → Richtzeit: 2 Min. 40 Sek.

Albert Einstein

Albert Einstein wurde am 14. Mai 1879 als Kind jüdischer Eltern geboren und wuchs in Ulm und München auf. Nach dem Studium der Mathematik und Physik an der Polytechnischen Akademie in Zürich arbeitete er ab 1900 zunächst als Mathematiklehrer, bevor er im Patentbüro in Bern angestellt wurde. 1905 reichte er seine Doktorarbeit an der Universität von Zürich ein und veröffentlichte seine Forschungsergebnisse in der Fachzeitschrift „Annalen der Physik“. Seine Entdeckungen sollten die Physik grundlegend verändern: Er beschrieb, dass das Licht aus einzelnen Teilen, den Quanten, später Photonen genannt, bestehe. Im selben Jahr formulierte er seine spezielle Relativitätstheorie, die besagt, dass jede Zeitangabe an ein Bezugssystem gebunden ist. Damit stellte er das bislang gültige Verständnis von Raum und Zeit auf den Kopf und ebnete den Weg für die atomare Forschung. Nach Professuren in Prag und Zürich folgte er 1914 dem Ruf Max Plancks nach Berlin, wo er Leiter des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Physik und zum Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften gewählt wurde. 1916 veröffentlichte er mit der allgemeinen Relativitätstheorie

eine Erweiterung seiner speziellen Relativitätstheorie, die sich drei Jahre später anlässlich einer Sonnenfinsternis bestätigte. Schlagartig gelangte Einstein dadurch zu internationalem Ruhm. 1933 sah er sich als Jude gezwungen, nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten in die USA auszuwandern, wo er fortan als Professor an der Universität von Princeton tätig war. Albert Einstein revolutionierte mit seinen Forschungsergebnissen und Theorien das physikalische Weltbild des 20. Jahrhunderts. Bereits 1921 erhielt er für seine Quantentheorie den Nobelpreis für Physik. Dabei war er nicht nur ein genialer Forscher, sondern auch ein engagierter Pazifist, der sich nach 1945 vehement für den Abbau atomarer Waffen einsetzte. Nach Einsteins Tod veröffentlichte der Physiker Niels Bohr einen Nachruf in der New York Times, in dem es u. a. heißt: „Durch Albert Einsteins Werk hat sich der Horizont der Menschheit unendlich erweitert und gleichzeitig hat unser Bild vom Universum eine Geschlossenheit und Harmonie erreicht, von der man bisher nur träumen konnte.“

aus: Das große Buch der Biografien von A–Z. 1000 Porträts, Ravensburger Buchverlag, Ravensburg 2003











Das Lesen dieses Textes war für mich:

leicht

eher leicht

eher schwierig

schwierig

Das nehme ich mir für nächstes Mal vor:

321 Wörter → Richtzeit: 2 Min. 40 Sek.

Albert Einstein

Albert Einstein wurde am 14. Mai 1879 als Kind jüdischer Eltern geboren und wuchs in Ulm und München auf. Nach dem Studium der Mathematik und Physik an der Polytechnischen Akademie in Zürich arbeitete er ab 1900 zunächst als Mathematiklehrer, bevor er im Patentbüro in Bern angestellt wurde. 1905 reichte er seine Doktorarbeit an der Universität von Zürich ein und veröffentlichte seine Forschungsergebnisse in der Fachzeitschrift „Annalen der Physik“. Seine Entdeckungen sollten die Physik grundlegend verändern: Er beschrieb, dass das Licht aus einzelnen Teilen, den Quanten, später Photonen genannt, bestehe. Im selben Jahr formulierte er seine spezielle Relativitätstheorie, die besagt, dass jede Zeitangabe an ein Bezugssystem gebunden ist. Damit stellte er das bislang gültige Verständnis von Raum und Zeit auf den Kopf und ebnete den Weg für die atomare Forschung. Nach Professuren in Prag und Zürich folgte er 1914 dem Ruf Max Plancks nach Berlin, wo er Leiter des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Physik und zum Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften gewählt wurde. 1916 veröffentlichte er mit der allgemeinen Relativitätstheorie

eine Erweiterung seiner speziellen Relativitätstheorie, die sich drei Jahre später anlässlich einer Sonnenfinsternis bestätigte. Schlagartig gelangte Einstein dadurch zu internationalem Ruhm. 1933 sah er sich als Jude gezwungen, nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten in die USA auszuwandern, wo er fortan als Professor an der Universität von Princeton tätig war. Albert Einstein revolutionierte mit seinen Forschungsergebnissen und Theorien das physikalische Weltbild des 20. Jahrhunderts. Bereits 1921 erhielt er für seine Quantentheorie den Nobelpreis für Physik. Dabei war er nicht nur ein genialer Forscher, sondern auch ein engagierter Pazifist, der sich nach 1945 vehement für den Abbau atomarer Waffen einsetzte. Nach Einsteins Tod veröffentlichte der Physiker Niels Bohr einen Nachruf in der New York Times, in dem es u. a. heißt: „Durch Albert Einsteins Werk hat sich der Horizont der Menschheit unendlich erweitert und gleichzeitig hat unser Bild vom Universum eine Geschlossenheit und Harmonie erreicht, von der man bisher nur träumen konnte.“

aus: Das große Buch der Biografien von A–Z. 1000 Porträts, Ravensburger Buchverlag, Ravensburg 2003











Das Lesen dieses Textes war für mich:

leicht

eher leicht

eher schwierig

schwierig

Das nehme ich mir für nächstes Mal vor:

321 Wörter → Richtzeit: 2 Min. 40 Sek.

Fliegen Flugzeuge Löcher in die Wolken?



Lest gemeinsam die Wörter so oft, bis ihr euch sicher fühlt.
Achtung: Lest laut, gleichzeitig und im gleichen Tempo.

der Gefrierpunkt
das destillierte Wasser
die Kristallisationskeime
auseinandergetrieben
der Kühleffekt
die Luftverwirbelungen
das Phänomen
die Atmosphärenforschung
Boulder, Colorado

Fliegen Flugzeuge Löcher in die Wolken?

Nachsichtiges Lächeln ernten Kinder, wenn sie diese Frage stellen: Wie süß, wie naiv! Dabei hat eine neue Studie nachgewiesen, dass sie alles andere als naiv ist. Unter gewissen Umständen bohren Flugzeuge tatsächlich Löcher in die Wolken, nämlich dann, wenn sie im Winter nach dem Start oder vor der Landung eine Schicht aus sehr kalten Wolken durchstechen. Obwohl der Gefrierpunkt unterschritten ist, bleiben in solchen Wolken feine Tröpfchen flüssig. Denn destilliertes Wasser friert erst bei deutlich unter minus zehn Grad – sogar bis zu minus 40 Grad, wenn es völlig frei von Partikeln ist, die als Kristallisationskeime dienen können. Werden die Tröpfchen in einer solchen Wolke dann aber von den Tragflächen oder Propellern eines Flugzeugs verwirbelt und auseinandergetrieben, sinkt für eine gewisse Zeit der Luftdruck. Die

Temperatur fällt um weitere 20 bis 30 Grad, die Tröpfchen gefrieren und wirken dann als Keime für Schneeflocken. Es beginnt zu schneien – allerdings nur dort, wo das Flugzeug entlangfliegt und der Kühleffekt durch die Luftverwirbelungen eintritt. Was bleibt, ist ein „Loch“ in der Wolke, wo die Tröpfchen gefroren und herausgefallen sind. Passiert ein Flugzeug die Wolkenschicht horizontal, entsteht sogar ein langer Tunnel. Genau erforscht haben dieses Phänomen kürzlich Wissenschaftler des Nationalen Zentrums für Atmosphärenforschung in Boulder, Colorado. Sie analysierten zahlreiche Satellitenbilder, aufgenommen in der Nähe von Flughäfen rund um den Globus. Sie fanden heraus, dass die Löcher bis zu vier Stunden bestehen bleiben und im Extremfall bis zu 100 Kilometer lang werden können.

Jan Berndorff, in: P.M. Fragen & Antworten 11/2011











Das Lesen dieses Textes war für mich:

leicht

eher leicht

eher schwierig

schwierig

Das nehme ich mir für nächstes Mal vor:

243 Wörter → Richtzeit: 2 Min. 05 Sek.

Fliegen Flugzeuge Löcher in die Wolken?

Nachsichtiges Lächeln ernten Kinder, wenn sie diese Frage stellen: Wie süß, wie naiv! Dabei hat eine neue Studie nachgewiesen, dass sie alles andere als naiv ist. Unter gewissen Umständen bohren Flugzeuge tatsächlich Löcher in die Wolken, nämlich dann, wenn sie im Winter nach dem Start oder vor der Landung eine Schicht aus sehr kalten Wolken durchstechen. Obwohl der Gefrierpunkt unterschritten ist, bleiben in solchen Wolken feine Tröpfchen flüssig. Denn destilliertes Wasser friert erst bei deutlich unter minus zehn Grad – sogar bis zu minus 40 Grad, wenn es völlig frei von Partikeln ist, die als Kristallisationskeime dienen können. Werden die Tröpfchen in einer solchen Wolke dann aber von den Tragflächen oder Propellern eines Flugzeugs verwirbelt und auseinandergetrieben, sinkt für eine gewisse Zeit der Luftdruck. Die

Temperatur fällt um weitere 20 bis 30 Grad, die Tröpfchen gefrieren und wirken dann als Keime für Schneeflocken. Es beginnt zu schneien – allerdings nur dort, wo das Flugzeug entlangfliegt und der Kühleffekt durch die Luftverwirbelungen eintritt. Was bleibt, ist ein „Loch“ in der Wolke, wo die Tröpfchen gefroren und herausgefallen sind. Passiert ein Flugzeug die Wolkenschicht horizontal, entsteht sogar ein langer Tunnel. Genau erforscht haben dieses Phänomen kürzlich Wissenschaftler des Nationalen Zentrums für Atmosphärenforschung in Boulder, Colorado. Sie analysierten zahlreiche Satellitenbilder, aufgenommen in der Nähe von Flughäfen rund um den Globus. Sie fanden heraus, dass die Löcher bis zu vier Stunden bestehen bleiben und im Extremfall bis zu 100 Kilometer lang werden können.

Jan Berndorff, in: P.M. Fragen & Antworten 11/2011











Das Lesen dieses Textes war für mich:

leicht

eher leicht

eher schwierig

schwierig

Das nehme ich mir für nächstes Mal vor:

243 Wörter → Richtzeit: 2 Min. 05 Sek.

Fliegen Flugzeuge Löcher in die Wolken?

Nachsichtiges Lächeln ernten Kinder, wenn sie diese Frage stellen: Wie süß, wie naiv! Dabei hat eine neue Studie nachgewiesen, dass sie alles andere als naiv ist. Unter gewissen Umständen bohren Flugzeuge tatsächlich Löcher in die Wolken, nämlich dann, wenn sie im Winter nach dem Start oder vor der Landung eine Schicht aus sehr kalten Wolken durchstechen. Obwohl der Gefrierpunkt unterschritten ist, bleiben in solchen Wolken feine Tröpfchen flüssig. Denn destilliertes Wasser friert erst bei deutlich unter minus zehn Grad – sogar bis zu minus 40 Grad, wenn es völlig frei von Partikeln ist, die als Kristallisationskeime dienen können. Werden die Tröpfchen in einer solchen Wolke dann aber von den Tragflächen oder Propellern eines Flugzeugs verwirbelt und auseinandergetrieben, sinkt für eine gewisse Zeit der Luftdruck. Die

Temperatur fällt um weitere 20 bis 30 Grad, die Tröpfchen gefrieren und wirken dann als Keime für Schneeflocken. Es beginnt zu schneien – allerdings nur dort, wo das Flugzeug entlangfliegt und der Kühleffekt durch die Luftverwirbelungen eintritt. Was bleibt, ist ein „Loch“ in der Wolke, wo die Tröpfchen gefroren und herausgefallen sind. Passiert ein Flugzeug die Wolkenschicht horizontal, entsteht sogar ein langer Tunnel. Genau erforscht haben dieses Phänomen kürzlich Wissenschaftler des Nationalen Zentrums für Atmosphärenforschung in Boulder, Colorado. Sie analysierten zahlreiche Satellitenbilder, aufgenommen in der Nähe von Flughäfen rund um den Globus. Sie fanden heraus, dass die Löcher bis zu vier Stunden bestehen bleiben und im Extremfall bis zu 100 Kilometer lang werden können.

Jan Berndorff, in: P.M. Fragen & Antworten 11/2011











Das Lesen dieses Textes war für mich:

leicht

eher leicht

eher schwierig

schwierig

Das nehme ich mir für nächstes Mal vor:

243 Wörter → Richtzeit: 2 Min. 05 Sek.

Sohnespflicht



Lest gemeinsam die Wörter so oft, bis ihr euch sicher fühlt.
Achtung: Lest laut, gleichzeitig und im gleichen Tempo.

die Sohnspflicht
der verschämte Stolz
der Broterwerb
Gottverdammich

Sohnespflicht

Wenn einer ein Buch schreibt und dieses durch eine Verkettung sonderbarer Umstände auch noch gedruckt wird, sollte er eines nicht tun: ein Exemplar seiner Mutter schenken. Natürlich muss er es tun, weil das Sohnespflicht ist und sich so gehört. Aber es bringt nur Ärger. Für alle. Ich weiß, wovon ich rede. Es ist jedes Mal ein schöner Augenblick, wenn mir die Post das allererste Exemplar duftend frisch ab Druckerei ins Haus bringt. Das stecke ich mir in die Tasche und gehe auf einen Sprung ins Stadtbad, präsentiere es mit verschämtem Stolz der Wirtin und lasse mich für meinen Fleiß loben, und dann bringe ich es zur Post und schicke es meiner Mutter.

Jedes Mal.

Dann warte ich auf ihren Anruf, der leider nie lang auf sich warten lässt. Einen Tag vielleicht oder zwei. Dabei weiß ich immer: Es wird ihr nicht so richtig gefallen. Sie wird in großer mütterlicher Sorge um mein weiteres Fortkommen sein. Das Buch wird schlechte Kritiken bekommen, die Leute werden es nicht kaufen. Mein Broterwerb ist dahin, ihre Enkel werden hungern.

In dieser Gemütslage ist sie jedes Mal, wenn sie

das Buch ausgelesen hat und mich anruft.

„Also weißt du, hm, hm, musste das sein? So ein Krimi ist doch albern.“

„Das ist doch kein Krimi, Mama.“

„Aber die Sprache ...“

„Was ist mit der Sprache?“

„Auf Seite 197 steht ‚Gottverdammich‘.“

„Und?“

„Dreimal steht da ‚Gottverdammich‘. Das ist mir peinlich.“

„Manchmal sagen die Leute halt ‚Gottverdammich‘, Mama.“

„Aber du doch nicht!“

„Nein“, gebe ich zu. „Außer manchmal.“

So geht das jedes Mal. Groß ist der Kummer, fürchterlich die mütterliche Sorge. Bis dann die ersten freundlichen Kritiken erscheinen – dann gibt's Licht am Ende des Tunnels. Und wenn ich erst noch im Fernsehen komme, ist alles wieder in Ordnung.

„Bub, ich bin stolz auf dich! Aber dein Hemd!“

„Was ist mit dem Hemd?“

„Das war doch nicht gebügelt!“

Ich schwör's: Beim nächsten Buch wird alles besser.

aus: Alex Capus, Der König von Olten, Knapp Verlag, Olten, 2009 (2. Aufl.)











Das Lesen dieses Textes war für mich:

leicht

eher leicht

eher schwierig

schwierig

Das nehme ich mir für nächstes Mal vor:

318 Wörter → Richtzeit: 2 Min. 30 Sek.

Sohnespflicht

Wenn einer ein Buch schreibt und dieses durch eine Verkettung sonderbarer Umstände auch noch gedruckt wird, sollte er eines nicht tun: ein Exemplar seiner Mutter schenken. Natürlich muss er es tun, weil das Sohnespflicht ist und sich so gehört. Aber es bringt nur Ärger. Für alle. Ich weiß, wovon ich rede. Es ist jedes Mal ein schöner Augenblick, wenn mir die Post das allererste Exemplar duftend frisch ab Druckerei ins Haus bringt. Das stecke ich mir in die Tasche und gehe auf einen Sprung ins Stadtbad, präsentiere es mit verschämtem Stolz der Wirtin und lasse mich für meinen Fleiß loben, und dann bringe ich es zur Post und schicke es meiner Mutter.

Jedes Mal.

Dann warte ich auf ihren Anruf, der leider nie lang auf sich warten lässt. Einen Tag vielleicht oder zwei. Dabei weiß ich immer: Es wird ihr nicht so richtig gefallen. Sie wird in großer mütterlicher Sorge um mein weiteres Fortkommen sein. Das Buch wird schlechte Kritiken bekommen, die Leute werden es nicht kaufen. Mein Broterwerb ist dahin, ihre Enkel werden hungern.

In dieser Gemütslage ist sie jedes Mal, wenn sie

das Buch ausgelesen hat und mich anruft.

„Also weißt du, hm, hm, musste das sein? So ein Krimi ist doch albern.“

„Das ist doch kein Krimi, Mama.“

„Aber die Sprache ...“

„Was ist mit der Sprache?“

„Auf Seite 197 steht ‚Gottverdammich‘.“

„Und?“

„Dreimal steht da ‚Gottverdammich‘. Das ist mir peinlich.“

„Manchmal sagen die Leute halt ‚Gottverdammich‘, Mama.“

„Aber du doch nicht!“

„Nein“, gebe ich zu. „Außer manchmal.“

So geht das jedes Mal. Groß ist der Kummer, fürchterlich die mütterliche Sorge. Bis dann die ersten freundlichen Kritiken erscheinen – dann gibt's Licht am Ende des Tunnels. Und wenn ich erst noch im Fernsehen komme, ist alles wieder in Ordnung.

„Bub, ich bin stolz auf dich! Aber dein Hemd!“

„Was ist mit dem Hemd?“

„Das war doch nicht gebügelt!“

Ich schwör's: Beim nächsten Buch wird alles besser.

aus: Alex Capus, Der König von Olten, Knapp Verlag, Olten, 2009 (2. Aufl.)











Das Lesen dieses Textes war für mich:

leicht

eher leicht

eher schwierig

schwierig

Das nehme ich mir für nächstes Mal vor:

318 Wörter → Richtzeit: 2 Min. 30 Sek.

Sohnespflicht

Wenn einer ein Buch schreibt und dieses durch eine Verkettung sonderbarer Umstände auch noch gedruckt wird, sollte er eines nicht tun: ein Exemplar seiner Mutter schenken. Natürlich muss er es tun, weil das Sohnespflicht ist und sich so gehört. Aber es bringt nur Ärger. Für alle. Ich weiß, wovon ich rede. Es ist jedes Mal ein schöner Augenblick, wenn mir die Post das allererste Exemplar duftend frisch ab Druckerei ins Haus bringt. Das stecke ich mir in die Tasche und gehe auf einen Sprung ins Stadtbad, präsentiere es mit verschämtem Stolz der Wirtin und lasse mich für meinen Fleiß loben, und dann bringe ich es zur Post und schicke es meiner Mutter.

Jedes Mal.

Dann warte ich auf ihren Anruf, der leider nie lang auf sich warten lässt. Einen Tag vielleicht oder zwei. Dabei weiß ich immer: Es wird ihr nicht so richtig gefallen. Sie wird in großer mütterlicher Sorge um mein weiteres Fortkommen sein. Das Buch wird schlechte Kritiken bekommen, die Leute werden es nicht kaufen. Mein Broterwerb ist dahin, ihre Enkel werden hungern.

In dieser Gemütslage ist sie jedes Mal, wenn sie

das Buch ausgelesen hat und mich anruft.

„Also weißt du, hm, hm, musste das sein? So ein Krimi ist doch albern.“

„Das ist doch kein Krimi, Mama.“

„Aber die Sprache ...“

„Was ist mit der Sprache?“

„Auf Seite 197 steht ‚Gottverdammich‘.“

„Und?“

„Dreimal steht da ‚Gottverdammich‘. Das ist mir peinlich.“

„Manchmal sagen die Leute halt ‚Gottverdammich‘, Mama.“

„Aber du doch nicht!“

„Nein“, gebe ich zu. „Außer manchmal.“

So geht das jedes Mal. Groß ist der Kummer, fürchterlich die mütterliche Sorge. Bis dann die ersten freundlichen Kritiken erscheinen – dann gibt’s Licht am Ende des Tunnels. Und wenn ich erst noch im Fernsehen komme, ist alles wieder in Ordnung.

„Bub, ich bin stolz auf dich! Aber dein Hemd!“

„Was ist mit dem Hemd?“

„Das war doch nicht gebügelt!“

Ich schwör’s: Beim nächsten Buch wird alles besser.

aus: Alex Capus, Der König von Olten, Knapp Verlag, Olten, 2009 (2. Aufl.)



<input type="checkbox"/>		<input type="checkbox"/>		<input type="checkbox"/>		<input type="checkbox"/>	
Das Lesen dieses Textes war für mich:							
<input type="checkbox"/>	leicht	<input type="checkbox"/>	eher leicht	<input type="checkbox"/>	eher schwierig	<input type="checkbox"/>	schwierig

Das nehme ich mir für nächstes Mal vor:

318 Wörter → Richtzeit: 2 Min. 30 Sek.

Woher die Tiere ihre Namen haben



Lest gemeinsam die Wörter so oft, bis ihr euch sicher fühlt.
Achtung: Lest laut, gleichzeitig und im gleichen Tempo.

das Ägyptische

die Verwechslungen

Guckguck

der Kuckuck

das Indianische

Woher die Tiere ihre Namen haben

Das Wort Krokodil kommt aus dem Ägyptischen und heißt dort „Hu, noch einmal Glück gehabt!“ Der Hund hieß früher einmal „Hand“, weil er ebenso viele Beine hat wie die Hand Finger, nämlich vier oder fünf, je nachdem, ob man den Schwanz des Hundes dazu- oder den Daumen der Hand wegzählt.

Das Maultier heißt „Maultier“, weil es ein Tier ist, das ein Maul hat.

Das Reh heißt im Grunde gar nicht „Reh“, sondern ganz anders. Sein Name ist so lang und so schwer auszusprechen, dass niemand ihn behalten hat. Hätte ihn jemand behalten, so würde es heute noch heißen, wie es wirklich heißt. „Reh“ sagt man zum Reh bloß, weil das einfacher ist, „Reh“ ist einfach, ja, aber falsch.

Die Kuh heißt „Kuh“, weil sie so aussieht.

Die Katze heißt „Katze“, weil sie aussieht wie andere Tiere, die so heißen. Eine Katze, die Katze hieß, hätte viel lieber „Maus“ geheißen. Da aber die Maus schon so hieß, und zwar schon sehr lange, musste die Katze, damit es keine Verwechslungen gab, ihren Namen behalten.

Zwei Jungen entdeckten im Wald einen flaumigen Vogel, den sie nie zuvor gesehen hatten. „Guck, guck!“, sagte der eine zum anderen, indem er auf den Vogel zeigte. Von diesem Tag an wurde der Vogel „Guckguck“ oder „Kuckuck“ genannt.

Der Name „Papagei“ kommt aus dem Indianischen und bedeutet: „Lass mich doch mal ausreden, ja!“

Die Amsel ist das einzige Tier, das keinen Namen hat. In alten Sprachen bedeutet „Am-sel“: namenlos.

aus: Jürg Schubiger: Als die Welt noch jung war und die anderen Geschichten, Beltz & Gelberg, Weinheim; Basel 2011











Das Lesen dieses Textes war für mich:

leicht

eher leicht

eher schwierig

schwierig

Das nehme ich mir für nächstes Mal vor:

246 Wörter → Richtzeit: 1 Min. 45 Sek.

Woher die Tiere ihre Namen haben

Das Wort Krokodil kommt aus dem Ägyptischen und heißt dort „Hu, noch einmal Glück gehabt!“ Der Hund hieß früher einmal „Hand“, weil er ebenso viele Beine hat wie die Hand Finger, nämlich vier oder fünf, je nachdem, ob man den Schwanz des Hundes dazu- oder den Daumen der Hand wegzählt.

Das Maultier heißt „Maultier“, weil es ein Tier ist, das ein Maul hat.

Das Reh heißt im Grunde gar nicht „Reh“, sondern ganz anders. Sein Name ist so lang und so schwer auszusprechen, dass niemand ihn behalten hat. Hätte ihn jemand behalten, so würde es heute noch heißen, wie es wirklich heißt. „Reh“ sagt man zum Reh bloß, weil das einfacher ist, „Reh“ ist einfach, ja, aber falsch.

Die Kuh heißt „Kuh“, weil sie so aussieht.

Die Katze heißt „Katze“, weil sie aussieht wie andere Tiere, die so heißen. Eine Katze, die Katze hieß, hätte viel lieber „Maus“ geheißen. Da aber die Maus schon so hieß, und zwar schon sehr lange, musste die Katze, damit es keine Verwechslungen gab, ihren Namen behalten.

Zwei Jungen entdeckten im Wald einen flaumigen Vogel, den sie nie zuvor gesehen hatten. „Guck, guck!“, sagte der eine zum anderen, indem er auf den Vogel zeigte. Von diesem Tag an wurde der Vogel „Guckguck“ oder „Kuckuck“ genannt.

Der Name „Papagei“ kommt aus dem Indianischen und bedeutet: „Lass mich doch mal ausreden, ja!“

Die Amsel ist das einzige Tier, das keinen Namen hat. In alten Sprachen bedeutet „Am-sel“: namenlos.

aus: Jürg Schubiger: Als die Welt noch jung war und die anderen Geschichten, Beltz & Gelberg, Weinheim; Basel 2011











Das Lesen dieses Textes war für mich:

leicht

eher leicht

eher schwierig

schwierig

Das nehme ich mir für nächstes Mal vor:

246 Wörter → Richtzeit: 1 Min. 45 Sek.

Woher die Tiere ihre Namen haben

Das Wort Krokodil kommt aus dem Ägyptischen und heißt dort „Hu, noch einmal Glück gehabt!“ Der Hund hieß früher einmal „Hand“, weil er ebenso viele Beine hat wie die Hand Finger, nämlich vier oder fünf, je nachdem, ob man den Schwanz des Hundes dazu- oder den Daumen der Hand wegzählt.

Das Maultier heißt „Maultier“, weil es ein Tier ist, das ein Maul hat.

Das Reh heißt im Grunde gar nicht „Reh“, sondern ganz anders. Sein Name ist so lang und so schwer auszusprechen, dass niemand ihn behalten hat. Hätte ihn jemand behalten, so würde es heute noch heißen, wie es wirklich heißt. „Reh“ sagt man zum Reh bloß, weil das einfacher ist, „Reh“ ist einfach, ja, aber falsch.

Die Kuh heißt „Kuh“, weil sie so aussieht.

Die Katze heißt „Katze“, weil sie aussieht wie andere Tiere, die so heißen. Eine Katze, die Katze hieß, hätte viel lieber „Maus“ geheißen. Da aber die Maus schon so hieß, und zwar schon sehr lange, musste die Katze, damit es keine Verwechslungen gab, ihren Namen behalten.

Zwei Jungen entdeckten im Wald einen flaumigen Vogel, den sie nie zuvor gesehen hatten. „Guck, guck!“, sagte der eine zum anderen, indem er auf den Vogel zeigte. Von diesem Tag an wurde der Vogel „Guckguck“ oder „Kuckuck“ genannt.

Der Name „Papagei“ kommt aus dem Indianischen und bedeutet: „Lass mich doch mal ausreden, ja!“

Die Amsel ist das einzige Tier, das keinen Namen hat. In alten Sprachen bedeutet „Am-sel“: namenlos.

aus: Jürg Schubiger: Als die Welt noch jung war und die anderen Geschichten, Beltz & Gelberg, Weinheim; Basel 2011



<input type="checkbox"/>		<input type="checkbox"/>		<input type="checkbox"/>		<input type="checkbox"/>	
Das Lesen dieses Textes war für mich:							
<input type="checkbox"/>	leicht	<input type="checkbox"/>	eher leicht	<input type="checkbox"/>	eher schwierig	<input type="checkbox"/>	schwierig

Das nehme ich mir für nächstes Mal vor:

246 Wörter → Richtzeit: 1 Min. 45 Sek.

Der erste Satz



Lest gemeinsam die Wörter so oft, bis ihr euch sicher fühlt.
Achtung: Lest laut, gleichzeitig und im gleichen Tempo.

aussprechen

verschiedene Bedeutungen

er holte tief Atem

prüfend

das Steinbeil

so viel wie Krieg

Der erste Satz

Es dauerte lange, bis die Menschen den ersten ganzen Satz aussprechen konnten. Am Anfang kannten sie nur einzelne Wörter, die sehr viele verschiedene Bedeutungen hatten. So hieß etwa „Sau“ nicht nur Sau, sondern gleichzeitig Hase, Vogel, Schmetterling, Maus, Elefant, Mücke; und „See“ bedeutete außer See auch Regen, Fluss, Wasser, Schnee, Eis, Gletscher; und wenn ein Mann einer Frau sagen wollte, dass er sie liebe, sagte er nur „Ooh“.

Einem jungen Mann, der sich in eine junge Frau mit langen, schwarzen Haaren verliebte, war das zu wenig. Er verließ seine Höhle, setzte sich auf einen Felsen und dachte drei Tage lang nach. Dann ging er zur Frau mit den schönen schwarzen Haaren, holte tief Atem und sagte zu ihr: „Ich hab dich gern.“

Die Frau wusste sogleich, was damit gemeint war, und da sie ihn auch gern hatte, gab sie ihm die Hand und sie blieben zusammen. Dieser

Satz wurde unter den Menschen schnell bekannt, und wenn sich zwei Fremde begegneten, schauten sie sich prüfend an, bis der eine auf den anderen zuging und zu ihm sagte: „Ich hab dich gern.“

Deshalb hießen diese vier Wörter auch so viel wie „die Hand geben“ oder „Liebe“ oder „Willkommen“ oder auch „Frieden“.

Einmal aber kam ein Mann mit einem Steinbeil zur Höhle des Mannes, der den Satz erfunden hatte und der inzwischen alt geworden war.

Dieser sagte zu seiner Frau mit den schönen langen Haaren, die jetzt weiß geworden waren, sie solle warten, trat vor die Höhle und schaute den Fremden an. Dann ging er auf ihn zu und sagte: „Ich habe dich gern.“

Der andere aber antwortete: „Ich habe dich NICHT gern.“ und schlug ihn mit seinem Steinbeil zu Boden. Seither heißt das Wort NICHT so viel wie Krieg.

aus: Jürg Schubiger, Franz Hohler: Aller Anfang. Geschichten, Beltz & Gelberg, Weinheim; Basel 2006



Das Lesen dieses Textes war für mich:

leicht eher leicht eher schwierig schwierig

Das nehme ich mir für nächstes Mal vor:

290 Wörter → Richtzeit: 2 Min. 15 Sek.

Der erste Satz

Es dauerte lange, bis die Menschen den ersten ganzen Satz aussprechen konnten. Am Anfang kannten sie nur einzelne Wörter, die sehr viele verschiedene Bedeutungen hatten. So hieß etwa „Sau“ nicht nur Sau, sondern gleichzeitig Hase, Vogel, Schmetterling, Maus, Elefant, Mücke; und „See“ bedeutete außer See auch Regen, Fluss, Wasser, Schnee, Eis, Gletscher; und wenn ein Mann einer Frau sagen wollte, dass er sie liebe, sagte er nur „Ooh“.

Einem jungen Mann, der sich in eine junge Frau mit langen, schwarzen Haaren verliebte, war das zu wenig. Er verließ seine Höhle, setzte sich auf einen Felsen und dachte drei Tage lang nach. Dann ging er zur Frau mit den schönen schwarzen Haaren, holte tief Atem und sagte zu ihr: „Ich hab dich gern.“

Die Frau wusste sogleich, was damit gemeint war, und da sie ihn auch gern hatte, gab sie ihm die Hand und sie blieben zusammen. Dieser

Satz wurde unter den Menschen schnell bekannt, und wenn sich zwei Fremde begegneten, schauten sie sich prüfend an, bis der eine auf den anderen zuging und zu ihm sagte: „Ich hab dich gern.“

Deshalb hießen diese vier Wörter auch so viel wie „die Hand geben“ oder „Liebe“ oder „Willkommen“ oder auch „Frieden“.

Einmal aber kam ein Mann mit einem Steinbeil zur Höhle des Mannes, der den Satz erfunden hatte und der inzwischen alt geworden war.

Dieser sagte zu seiner Frau mit den schönen langen Haaren, die jetzt weiß geworden waren, sie solle warten, trat vor die Höhle und schaute den Fremden an. Dann ging er auf ihn zu und sagte: „Ich habe dich gern.“

Der andere aber antwortete: „Ich habe dich NICHT gern.“ und schlug ihn mit seinem Steinbeil zu Boden. Seither heißt das Wort NICHT so viel wie Krieg.

aus: Jürg Schubiger, Franz Hohler: Aller Anfang. Geschichten, Beltz & Gelberg, Weinheim; Basel 2006



- 
- 
- 
- 

Das Lesen dieses Textes war für mich:

- leicht
- eher leicht
- eher schwierig
- schwierig

Das nehme ich mir für nächstes Mal vor:

290 Wörter → Richtzeit: 2 Min. 15 Sek.

Der erste Satz

Es dauerte lange, bis die Menschen den ersten ganzen Satz aussprechen konnten. Am Anfang kannten sie nur einzelne Wörter, die sehr viele verschiedene Bedeutungen hatten. So hieß etwa „Sau“ nicht nur Sau, sondern gleichzeitig Hase, Vogel, Schmetterling, Maus, Elefant, Mücke; und „See“ bedeutete außer See auch Regen, Fluss, Wasser, Schnee, Eis, Gletscher; und wenn ein Mann einer Frau sagen wollte, dass er sie liebe, sagte er nur „Ooh“.

Einem jungen Mann, der sich in eine junge Frau mit langen, schwarzen Haaren verliebte, war das zu wenig. Er verließ seine Höhle, setzte sich auf einen Felsen und dachte drei Tage lang nach. Dann ging er zur Frau mit den schönen schwarzen Haaren, holte tief Atem und sagte zu ihr: „Ich hab dich gern.“

Die Frau wusste sogleich, was damit gemeint war, und da sie ihn auch gern hatte, gab sie ihm die Hand und sie blieben zusammen. Dieser

Satz wurde unter den Menschen schnell bekannt, und wenn sich zwei Fremde begegneten, schauten sie sich prüfend an, bis der eine auf den anderen zuing und zu ihm sagte: „Ich hab dich gern.“

Deshalb hießen diese vier Wörter auch so viel wie „die Hand geben“ oder „Liebe“ oder „Willkommen“ oder auch „Frieden“.

Einmal aber kam ein Mann mit einem Steinbeil zur Höhle des Mannes, der den Satz erfunden hatte und der inzwischen alt geworden war.

Dieser sagte zu seiner Frau mit den schönen langen Haaren, die jetzt weiß geworden waren, sie solle warten, trat vor die Höhle und schaute den Fremden an. Dann ging er auf ihn zu und sagte: „Ich habe dich gern.“

Der andere aber antwortete: „Ich habe dich NICHT gern.“ und schlug ihn mit seinem Steinbeil zu Boden. Seither heißt das Wort NICHT so viel wie Krieg.

aus: Jürg Schubiger, Franz Hohler: Aller Anfang. Geschichten, Beltz & Gelberg, Weinheim; Basel 2006



Das Lesen dieses Textes war für mich:

- leicht
 eher leicht
 eher schwierig
 schwierig

Das nehme ich mir für nächstes Mal vor:

290 Wörter → Richtzeit: 2 Min. 15 Sek.

Rosa Parks – eine Frau, die beim Busfahren Geschichte schrieb



Lest gemeinsam die Wörter so oft, bis ihr euch sicher fühlt.
Achtung: Lest laut, gleichzeitig und im gleichen Tempo.

Montgomery/Alabama (USA)
die öffentlichen Verkehrsmittel
der Bürgerrechtler
Martin Luther King
der Boykott
die Rassentrennung
die Pionierin
die Bürgerrechtsbewegung

Rosa Parks – eine Frau, die beim Busfahren Geschichte schrieb

Eigentlich wollte sie nur Bus fahren. Nach einem langen Arbeitstag war die dunkelhäutige Näherin Rosa Parks (1913–2005) am 1. Dezember 1955 in Montgomery/Alabama (USA) müde auf dem Nachhauseweg, als ein Weißer sie aufforderte, ihren Sitzplatz zu räumen, weil er sich in derselben Sitzreihe des Busses niederlassen wollte. In Montgomery gab es damals – wie in vielen anderen Orten der Vereinigten Staaten auch – ein Gesetz, das es Schwarzen verbot, in öffentlichen Verkehrsmitteln neben Weißen zu sitzen. Wollte sich ein Weißer setzen, hatten die Schwarzen aus der Sitzreihe zu verschwinden. Rosa Parks war an diesem Tag nicht nur

müde, sondern auch mutig – und sie weigerte sich, aufzustehen. Daraufhin wurde sie von der Polizei festgenommen, ins Gefängnis gebracht und später zu einer Geldstrafe verurteilt. Diese Ungerechtigkeit veranlasste den schwarzen Bürgerrechtler Martin Luther King (1929–1968), einen Boykott des Busbetriebs in Montgomery auszurufen. Infolge dieses Boykotts kam es zu weiteren Protesten und später wurde die Rassentrennung in Bussen und Zügen der USA abgeschafft. Rosa Parks, die eigentlich nur Bus fahren wollte, gilt seitdem als eine Pionierin der schwarzen Bürgerrechtsbewegung.

aus: Stephanie Busch, Ulrich Noller: Das Haus-Buch: Hier wohnt das Wissen der Welt, Bloomsbury Kinderbücher & Jugendbücher, Berlin 2007











Das Lesen dieses Textes war für mich:

leicht

eher leicht

eher schwierig

schwierig

Das nehme ich mir für nächstes Mal vor:

185 Wörter → Richtzeit: 1 Min. 25 Sek.

Rosa Parks – eine Frau, die beim Busfahren Geschichte schrieb

Eigentlich wollte sie nur Bus fahren. Nach einem langen Arbeitstag war die dunkelhäutige Näherin Rosa Parks (1913–2005) am 1. Dezember 1955 in Montgomery/Alabama (USA) müde auf dem Nachhauseweg, als ein Weißer sie aufforderte, ihren Sitzplatz zu räumen, weil er sich in derselben Sitzreihe des Busses niederlassen wollte. In Montgomery gab es damals – wie in vielen anderen Orten der Vereinigten Staaten auch – ein Gesetz, das es Schwarzen verbot, in öffentlichen Verkehrsmitteln neben Weißen zu sitzen. Wollte sich ein Weißer setzen, hatten die Schwarzen aus der Sitzreihe zu verschwinden. Rosa Parks war an diesem Tag nicht nur

müde, sondern auch mutig – und sie weigerte sich, aufzustehen. Daraufhin wurde sie von der Polizei festgenommen, ins Gefängnis gebracht und später zu einer Geldstrafe verurteilt. Diese Ungerechtigkeit veranlasste den schwarzen Bürgerrechtler Martin Luther King (1929–1968), einen Boykott des Busbetriebs in Montgomery auszurufen. Infolge dieses Boykotts kam es zu weiteren Protesten und später wurde die Rassentrennung in Bussen und Zügen der USA abgeschafft. Rosa Parks, die eigentlich nur Bus fahren wollte, gilt seitdem als eine Pionierin der schwarzen Bürgerrechtsbewegung.

aus: Stephanie Busch, Ulrich Noller: Das Haus-Buch: Hier wohnt das Wissen der Welt, Bloomsbury Kinderbücher & Jugendbücher, Berlin 2007











Das Lesen dieses Textes war für mich:

leicht

eher leicht

eher schwierig

schwierig

Das nehme ich mir für nächstes Mal vor:

185 Wörter → Richtzeit: 1 Min. 25 Sek.

Rosa Parks – eine Frau, die beim Busfahren Geschichte schrieb

Eigentlich wollte sie nur Bus fahren. Nach einem langen Arbeitstag war die dunkelhäutige Näherin Rosa Parks (1913–2005) am 1. Dezember 1955 in Montgomery/Alabama (USA) müde auf dem Nachhauseweg, als ein Weißer sie aufforderte, ihren Sitzplatz zu räumen, weil er sich in derselben Sitzreihe des Busses niederlassen wollte. In Montgomery gab es damals – wie in vielen anderen Orten der Vereinigten Staaten auch – ein Gesetz, das es Schwarzen verbot, in öffentlichen Verkehrsmitteln neben Weißen zu sitzen. Wollte sich ein Weißer setzen, hatten die Schwarzen aus der Sitzreihe zu verschwinden. Rosa Parks war an diesem Tag nicht nur

müde, sondern auch mutig – und sie weigerte sich, aufzustehen. Daraufhin wurde sie von der Polizei festgenommen, ins Gefängnis gebracht und später zu einer Geldstrafe verurteilt. Diese Ungerechtigkeit veranlasste den schwarzen Bürgerrechtler Martin Luther King (1929–1968), einen Boykott des Busbetriebs in Montgomery auszurufen. Infolge dieses Boykotts kam es zu weiteren Protesten und später wurde die Rassentrennung in Bussen und Zügen der USA abgeschafft. Rosa Parks, die eigentlich nur Bus fahren wollte, gilt seitdem als eine Pionierin der schwarzen Bürgerrechtsbewegung.

aus: Stephanie Busch, Ulrich Noller: Das Haus-Buch: Hier wohnt das Wissen der Welt, Bloomsbury Kinderbücher & Jugendbücher, Berlin 2007











Das Lesen dieses Textes war für mich:

leicht

eher leicht

eher schwierig

schwierig

Das nehme ich mir für nächstes Mal vor:

185 Wörter → Richtzeit: 1 Min. 25 Sek.

Einige berühmte Reisende



Lest gemeinsam die Wörter so oft, bis ihr euch sicher fühlt.
Achtung: Lest laut, gleichzeitig und im gleichen Tempo.

Odysseus

die Mythologie

Ithaka

die Karibischen Inseln

Alexander von Humboldt

Aimé Bonpland

das Einbaumschiff

Roald Amundsen

die Polarforscher

Thor Heyerdahl

das Holzfloß

der Pazifische Ozean

Neil Alden Armstrong

die Eagle

die mitteleuropäische Zeit

Einige berühmte Reisende

Odysseus ist ein Held der griechischen Mythologie. Die zehnjährige Reise des Königs von Ithaka, der von der Schlacht um Troja nach Hause zurückkehrte, hat der griechische Dichter Homer (um 800 v. Chr.) in der ODYSSEE beschrieben. Seitdem sprechen viele Menschen von einer „Odyssee“, wenn sie eine lange Irrfahrt meinen. Christoph Kolumbus war ein italienischer Seefahrer in Diensten des spanischen Königs. Am 12. Oktober 1492 betrat er die Küste der Karibischen Inseln vor Amerika. Seitdem gilt Kolumbus als Entdecker Amerikas – und die amerikanischen Ureinwohner heißen Indianer, weil die spanischen Entdecker glaubten, in Indien gelandet zu sein. Der deutsche Wissenschaftler Alexander von Humboldt ist der Begründer der Geografie, also der Wissenschaft von der Erdoberfläche. Mit dem Naturforscher Aimé Bonpland bereiste er unter anderem die Flüsse Venezuelas und legte dabei über 2.000 Kilometer auf einem Einbaumschiff zurück. Roald Amundsen aus Norwegen erreichte am 14. Dezember 1911 als erster Mensch den Südpol. Seine Expedition startete

zeitgleich mit einer Gruppe von Polarforschern um den Briten Robert Falcon Scott. Amundsen erreichte das Ziel 35 Tage früher als sein Konkurrent, der mit seinen Begleitern auf dem Rückweg erfror. Der norwegische Wissenschaftler und Abenteurer Thor Heyerdahl unternahm Expeditionen, bei denen er die Reisebedingungen der Menschen in früheren Zeiten erforschte. Berühmt wurde er mit seiner „Kon-Tiki“-Expedition: Mit einem Holzfloß überquerte er 1947 den Pazifischen Ozean. Das galt als wichtiger Beweis dafür, dass amerikanische Indianervölker bereits vor fast 2.000 Jahren mit Flößen die Meere besegelt hatten. Der amerikanische Astronaut Neil Alden Armstrong war der erste Mensch auf dem Mond. Am 20. Juli 1969 landete er mit dem Raumschiff „Eagle“ auf der Mondoberfläche. Einen Tag später, um 3:56 Uhr (mitteleuropäischer Zeit), betrat Armstrong den Mond und sprach dabei seinen berühmten Satz: „Dies ist ein kleiner Schritt für den Menschen, aber ein großer für die Menschheit.“

aus: Stephanie Busch, Ulrich Noller: Das Haus-Buch: Hier wohnt das Wissen der Welt, Bloomsbury Kinderbücher & Jugendbücher, Berlin 2007











Das Lesen dieses Textes war für mich:

leicht

eher leicht

eher schwierig

schwierig

Das nehme ich mir für nächstes Mal vor:

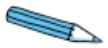
297 Wörter → Richtzeit: 2 Min. 25 Sek.

Einige berühmte Reisende

Odysseus ist ein Held der griechischen Mythologie. Die zehnjährige Reise des Königs von Ithaka, der von der Schlacht um Troja nach Hause zurückkehrte, hat der griechische Dichter Homer (um 800 v. Chr.) in der ODYSSEE beschrieben. Seitdem sprechen viele Menschen von einer „Odyssee“, wenn sie eine lange Irrfahrt meinen. Christoph Kolumbus war ein italienischer Seefahrer in Diensten des spanischen Königs. Am 12. Oktober 1492 betrat er die Küste der Karibischen Inseln vor Amerika. Seitdem gilt Kolumbus als Entdecker Amerikas – und die amerikanischen Ureinwohner heißen Indianer, weil die spanischen Entdecker glaubten, in Indien gelandet zu sein. Der deutsche Wissenschaftler Alexander von Humboldt ist der Begründer der Geografie, also der Wissenschaft von der Erdoberfläche. Mit dem Naturforscher Aimé Bonpland bereiste er unter anderem die Flüsse Venezuelas und legte dabei über 2.000 Kilometer auf einem Einbaumschiff zurück. Roald Amundsen aus Norwegen erreichte am 14. Dezember 1911 als erster Mensch den Südpol. Seine Expedition startete

zeitgleich mit einer Gruppe von Polarforschern um den Briten Robert Falcon Scott. Amundsen erreichte das Ziel 35 Tage früher als sein Konkurrent, der mit seinen Begleitern auf dem Rückweg erfror. Der norwegische Wissenschaftler und Abenteurer Thor Heyerdahl unternahm Expeditionen, bei denen er die Reisebedingungen der Menschen in früheren Zeiten erforschte. Berühmt wurde er mit seiner „Kon-Tiki“-Expedition: Mit einem Holzfloß überquerte er 1947 den Pazifischen Ozean. Das galt als wichtiger Beweis dafür, dass amerikanische Indianervölker bereits vor fast 2.000 Jahren mit Flößen die Meere besegelt hatten. Der amerikanische Astronaut Neil Alden Armstrong war der erste Mensch auf dem Mond. Am 20. Juli 1969 landete er mit dem Raumschiff „Eagle“ auf der Mondoberfläche. Einen Tag später, um 3:56 Uhr (mitteleuropäischer Zeit), betrat Armstrong den Mond und sprach dabei seinen berühmten Satz: „Dies ist ein kleiner Schritt für den Menschen, aber ein großer für die Menschheit.“

aus: Stephanie Busch, Ulrich Noller: Das Haus-Buch: Hier wohnt das Wissen der Welt, Bloomsbury Kinderbücher & Jugendbücher, Berlin 2007











Das Lesen dieses Textes war für mich:

leicht

eher leicht

eher schwierig

schwierig

Das nehme ich mir für nächstes Mal vor:

297 Wörter → Richtzeit: 2 Min. 25 Sek.

Einige berühmte Reisende

Odysseus ist ein Held der griechischen Mythologie. Die zehnjährige Reise des Königs von Ithaka, der von der Schlacht um Troja nach Hause zurückkehrte, hat der griechische Dichter Homer (um 800 v. Chr.) in der ODYSSEE beschrieben. Seitdem sprechen viele Menschen von einer „Odyssee“, wenn sie eine lange Irrfahrt meinen. Christoph Kolumbus war ein italienischer Seefahrer in Diensten des spanischen Königs. Am 12. Oktober 1492 betrat er die Küste der Karibischen Inseln vor Amerika. Seitdem gilt Kolumbus als Entdecker Amerikas – und die amerikanischen Ureinwohner heißen Indianer, weil die spanischen Entdecker glaubten, in Indien gelandet zu sein. Der deutsche Wissenschaftler Alexander von Humboldt ist der Begründer der Geografie, also der Wissenschaft von der Erdoberfläche. Mit dem Naturforscher Aimé Bonpland bereiste er unter anderem die Flüsse Venezuelas und legte dabei über 2.000 Kilometer auf einem Einbaumschiff zurück. Roald Amundsen aus Norwegen erreichte am 14. Dezember 1911 als erster Mensch den Südpol. Seine Expedition startete

zeitgleich mit einer Gruppe von Polarforschern um den Briten Robert Falcon Scott. Amundsen erreichte das Ziel 35 Tage früher als sein Konkurrent, der mit seinen Begleitern auf dem Rückweg erfror. Der norwegische Wissenschaftler und Abenteurer Thor Heyerdahl unternahm Expeditionen, bei denen er die Reisebedingungen der Menschen in früheren Zeiten erforschte. Berühmt wurde er mit seiner „Kon-Tiki“-Expedition: Mit einem Holzfloß überquerte er 1947 den Pazifischen Ozean. Das galt als wichtiger Beweis dafür, dass amerikanische Indianervölker bereits vor fast 2.000 Jahren mit Flößen die Meere besegelt hatten. Der amerikanische Astronaut Neil Alden Armstrong war der erste Mensch auf dem Mond. Am 20. Juli 1969 landete er mit dem Raumschiff „Eagle“ auf der Mondoberfläche. Einen Tag später, um 3:56 Uhr (mitteleuropäischer Zeit), betrat Armstrong den Mond und sprach dabei seinen berühmten Satz: „Dies ist ein kleiner Schritt für den Menschen, aber ein großer für die Menschheit.“

aus: Stephanie Busch, Ulrich Noller: Das Haus-Buch: Hier wohnt das Wissen der Welt, Bloomsbury Kinderbücher & Jugendbücher, Berlin 2007











Das Lesen dieses Textes war für mich:

leicht

eher leicht

eher schwierig

schwierig

Das nehme ich mir für nächstes Mal vor:

297 Wörter → Richtzeit: 2 Min. 25 Sek.

Gewinnwarnung



Lest gemeinsam die Wörter so oft, bis ihr euch sicher fühlt.
Achtung: Lest laut, gleichzeitig und im gleichen Tempo.

die Wirtschaftsseite
die Aktionäre
die Dividende
die Kombination
die Alarmglocken
die Wortkombination
die Tradition
die Verlustwarnung

Gewinnwarnung

Wieder einmal stolpere ich über dieses Wort, auf der Wirtschaftsseite der Zeitung. „Gewinnwarnung“. Wer warnt mich da vor einem Gewinn? Die Lotto-Gesellschaft? Natürlich nicht, sondern eine Firma, die ihre Aktionäre schon vor der nächsten Generalversammlung warnt, dass sie im laufenden Geschäftsjahr nicht auf den erwarteten Gewinn kommen und damit auch weniger Dividende ausschütten wird. Gewinnwarnung? Eigentlich müsste es heißen: Warnung vor vermindertem Gewinn. Denn nach der Logik der Sprache bedeutet Gewinnwarnung etwas anderes: Warnung vor mehr, ja vor hohem, gar zu hohem Gewinn.

Selbstverständlich weiß jeder Aktionär, dass dem nicht so ist, und er zuckt automatisch zusammen, wenn er das Wort Gewinnwarnung vernimmt. Die

Kombination von „Gewinn“ und „Warnung“ reicht, dass seine Alarmglocken läuten. Dennoch ist dieses Schreckwort ein Unwort, das 2001 denn auch zum „Unwort des Jahres“ gekürt worden ist. Doch treibt es sein Unwesen munter weiter.

Aber Hand aufs Herz: Haben solche Wortkombinationen nicht schon Tradition? Seit es Strommasten gibt, lesen wir dort auf gelben Warnschildern; „Achtung, Lebensgefahr“. Wo doch eigentlich „Todesgefahr“ stehen müsste. Vielleicht würde das zu brutal klingen und auch „Gewinnwarnung“ hört sich, trotz der negativen Botschaft, irgendwie schicker an als „Verlustwarnung“.

Zum Schluss jetzt noch eine Glückswarnung: Für das Wochenende ist schönes, sommerliches Wetter angesagt.

„Gewinnwarnung“ von Peter Burri aus der Sendung „Zwischenruf“ von DRS 2, 2006 SRF Schweizer Radio und Fernsehen/Christoph Merian Verlag











Das Lesen dieses Textes war für mich:

leicht

eher leicht

eher schwierig

schwierig

Das nehme ich mir für nächstes Mal vor:

201 Wörter → Richtzeit: 1 Min. 35 Sek.

Gewinnwarnung

Wieder einmal stolpere ich über dieses Wort, auf der Wirtschaftsseite der Zeitung. „Gewinnwarnung“. Wer warnt mich da vor einem Gewinn? Die Lotto-Gesellschaft? Natürlich nicht, sondern eine Firma, die ihre Aktionäre schon vor der nächsten Generalversammlung warnt, dass sie im laufenden Geschäftsjahr nicht auf den erwarteten Gewinn kommen und damit auch weniger Dividende ausschütten wird. Gewinnwarnung? Eigentlich müsste es heißen: Warnung vor vermindertem Gewinn. Denn nach der Logik der Sprache bedeutet Gewinnwarnung etwas anderes: Warnung vor mehr, ja vor hohem, gar zu hohem Gewinn.

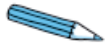
Selbstverständlich weiß jeder Aktionär, dass dem nicht so ist, und er zuckt automatisch zusammen, wenn er das Wort Gewinnwarnung vernimmt. Die

Kombination von „Gewinn“ und „Warnung“ reicht, dass seine Alarmglocken läuten. Dennoch ist dieses Schreckwort ein Unwort, das 2001 denn auch zum „Unwort des Jahres“ gekürt worden ist. Doch treibt es sein Unwesen munter weiter.

Aber Hand aufs Herz: Haben solche Wortkombinationen nicht schon Tradition? Seit es Strommasten gibt, lesen wir dort auf gelben Warnschildern; „Achtung, Lebensgefahr“. Wo doch eigentlich „Todesgefahr“ stehen müsste. Vielleicht würde das zu brutal klingen und auch „Gewinnwarnung“ hört sich, trotz der negativen Botschaft, irgendwie schicker an als „Verlustwarnung“.

Zum Schluss jetzt noch eine Glückswarnung: Für das Wochenende ist schönes, sommerliches Wetter angesagt.

„Gewinnwarnung“ von Peter Burri aus der Sendung „Zwischenruf“ von DRS 2, 2006 SRF Schweizer Radio und Fernsehen/Christoph Merian Verlag



<input type="checkbox"/>		<input type="checkbox"/>		<input type="checkbox"/>		<input type="checkbox"/>	
Das Lesen dieses Textes war für mich:							
<input type="checkbox"/>	leicht	<input type="checkbox"/>	eher leicht	<input type="checkbox"/>	eher schwierig	<input type="checkbox"/>	schwierig

Das nehme ich mir für nächstes Mal vor:

201 Wörter → Richtzeit: 1 Min. 35 Sek.

Gewinnwarnung

Wieder einmal stolpere ich über dieses Wort, auf der Wirtschaftsseite der Zeitung. „Gewinnwarnung“. Wer warnt mich da vor einem Gewinn? Die Lotto-Gesellschaft? Natürlich nicht, sondern eine Firma, die ihre Aktionäre schon vor der nächsten Generalversammlung warnt, dass sie im laufenden Geschäftsjahr nicht auf den erwarteten Gewinn kommen und damit auch weniger Dividende ausschütten wird. Gewinnwarnung? Eigentlich müsste es heißen: Warnung vor vermindertem Gewinn. Denn nach der Logik der Sprache bedeutet Gewinnwarnung etwas anderes: Warnung vor mehr, ja vor hohem, gar zu hohem Gewinn.

Selbstverständlich weiß jeder Aktionär, dass dem nicht so ist, und er zuckt automatisch zusammen, wenn er das Wort Gewinnwarnung vernimmt. Die

Kombination von „Gewinn“ und „Warnung“ reicht, dass seine Alarmglocken läuten. Dennoch ist dieses Schreckwort ein Unwort, das 2001 denn auch zum „Unwort des Jahres“ gekürt worden ist. Doch treibt es sein Unwesen munter weiter.

Aber Hand aufs Herz: Haben solche Wortkombinationen nicht schon Tradition? Seit es Strommasten gibt, lesen wir dort auf gelben Warnschildern; „Achtung, Lebensgefahr“. Wo doch eigentlich „Todesgefahr“ stehen müsste. Vielleicht würde das zu brutal klingen und auch „Gewinnwarnung“ hört sich, trotz der negativen Botschaft, irgendwie schicker an als „Verlustwarnung“.

Zum Schluss jetzt noch eine Glückswarnung: Für das Wochenende ist schönes, sommerliches Wetter angesagt.

„Gewinnwarnung“ von Peter Burri aus der Sendung „Zwischenruf“ von DRS 2, 2006 SRF Schweizer Radio und Fernsehen/Christoph Merian Verlag











Das Lesen dieses Textes war für mich:

leicht

eher leicht

eher schwierig

schwierig

Das nehme ich mir für nächstes Mal vor:

201 Wörter → Richtzeit: 1 Min. 35 Sek.

Albert Einstein



Lest gemeinsam die Wörter so oft, bis ihr euch sicher fühlt.
Achtung: Lest laut, gleichzeitig und im gleichen Tempo.

die Polytechnische Akademie
das Patentbüro
die Annalen der Physik
die Quanten
die Photonen
die Relativitätstheorie
die Preußische Akademie der Wissenschaften
die Universität von Princeton
die Nationalsozialisten
der Pazifist
die New York Times

Albert Einstein

Albert Einstein wurde am 14. Mai 1879 als Kind jüdischer Eltern geboren und wuchs in Ulm und München auf. Nach dem Studium der Mathematik und Physik an der Polytechnischen Akademie in Zürich arbeitete er ab 1900 zunächst als Mathematiklehrer, bevor er im Patentbüro in Bern angestellt wurde. 1905 reichte er seine Doktorarbeit an der Universität von Zürich ein und veröffentlichte seine Forschungsergebnisse in der Fachzeitschrift „Annalen der Physik“. Seine Entdeckungen sollten die Physik grundlegend verändern: Er beschrieb, dass das Licht aus einzelnen Teilen, den Quanten, später Photonen genannt, bestehe. Im selben Jahr formulierte er seine spezielle Relativitätstheorie, die besagt, dass jede Zeitangabe an ein Bezugssystem gebunden ist. Damit stellte er das bislang gültige Verständnis von Raum und Zeit auf den Kopf und ebnete den Weg für die atomare Forschung. Nach Professuren in Prag und Zürich folgte er 1914 dem Ruf Max Plancks nach Berlin, wo er Leiter des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Physik und zum Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften gewählt wurde. 1916 veröffentlichte er mit der allgemeinen Relativitätstheorie

eine Erweiterung seiner speziellen Relativitätstheorie, die sich drei Jahre später anlässlich einer Sonnenfinsternis bestätigte. Schlagartig gelangte Einstein dadurch zu internationalem Ruhm. 1933 sah er sich als Jude gezwungen, nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten in die USA auszuwandern, wo er fortan als Professor an der Universität von Princeton tätig war. Albert Einstein revolutionierte mit seinen Forschungsergebnissen und Theorien das physikalische Weltbild des 20. Jahrhunderts. Bereits 1921 erhielt er für seine Quantentheorie den Nobelpreis für Physik. Dabei war er nicht nur ein genialer Forscher, sondern auch ein engagierter Pazifist, der sich nach 1945 vehement für den Abbau atomarer Waffen einsetzte. Nach Einsteins Tod veröffentlichte der Physiker Niels Bohr einen Nachruf in der New York Times, in dem es u. a. heißt: „Durch Albert Einsteins Werk hat sich der Horizont der Menschheit unendlich erweitert und gleichzeitig hat unser Bild vom Universum eine Geschlossenheit und Harmonie erreicht, von der man bisher nur träumen konnte.“

aus: Das große Buch der Biografien von A–Z. 1000 Porträts, Ravensburger Verlag, Ravensburg 2003



Das ist mir beim Zuhören positiv aufgefallen:

Tipp:

Lesezeit: 1. Lesen

Minuten

Sekunden

Lesezeit: 2. Lesen

Minuten

Sekunden

Wer hört zu:

Albert Einstein

Albert Einstein wurde am 14. Mai 1879 als Kind jüdischer Eltern geboren und wuchs in Ulm und München auf. Nach dem Studium der Mathematik und Physik an der Polytechnischen Akademie in Zürich arbeitete er ab 1900 zunächst als Mathematiklehrer, bevor er im Patentbüro in Bern angestellt wurde. 1905 reichte er seine Doktorarbeit an der Universität von Zürich ein und veröffentlichte seine Forschungsergebnisse in der Fachzeitschrift „Annalen der Physik“. Seine Entdeckungen sollten die Physik grundlegend verändern: Er beschrieb, dass das Licht aus einzelnen Teilen, den Quanten, später Photonen genannt, bestehe. Im selben Jahr formulierte er seine spezielle Relativitätstheorie, die besagt, dass jede Zeitangabe an ein Bezugssystem gebunden ist. Damit stellte er das bislang gültige Verständnis von Raum und Zeit auf den Kopf und ebnete den Weg für die atomare Forschung. Nach Professuren in Prag und Zürich folgte er 1914 dem Ruf Max Plancks nach Berlin, wo er Leiter des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Physik und zum Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften gewählt wurde. 1916 veröffentlichte er mit der allgemeinen Relativitätstheorie

eine Erweiterung seiner speziellen Relativitätstheorie, die sich drei Jahre später anlässlich einer Sonnenfinsternis bestätigte. Schlagartig gelangte Einstein dadurch zu internationalem Ruhm. 1933 sah er sich als Jude gezwungen, nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten in die USA auszuwandern, wo er fortan als Professor an der Universität von Princeton tätig war. Albert Einstein revolutionierte mit seinen Forschungsergebnissen und Theorien das physikalische Weltbild des 20. Jahrhunderts. Bereits 1921 erhielt er für seine Quantentheorie den Nobelpreis für Physik. Dabei war er nicht nur ein genialer Forscher, sondern auch ein engagierter Pazifist, der sich nach 1945 vehement für den Abbau atomarer Waffen einsetzte. Nach Einsteins Tod veröffentlichte der Physiker Niels Bohr einen Nachruf in der New York Times, in dem es u. a. heißt: „Durch Albert Einsteins Werk hat sich der Horizont der Menschheit unendlich erweitert und gleichzeitig hat unser Bild vom Universum eine Geschlossenheit und Harmonie erreicht, von der man bisher nur träumen konnte.“

aus: Das große Buch der Biografien von A–Z. 1000 Porträts, Ravensburger Verlag, Ravensburg 2003



Das ist mir beim Zuhören positiv aufgefallen:

Tipp:

Lesezeit: 3. Lesen

Minuten

Sekunden

Lesezeit: 4. Lesen

Minuten

Sekunden

Wer hört zu:

Albert Einstein

Albert Einstein wurde am 14. Mai 1879 als Kind jüdischer Eltern geboren und wuchs in Ulm und München auf. Nach dem Studium der Mathematik und Physik an der Polytechnischen Akademie in Zürich arbeitete er ab 1900 zunächst als Mathematiklehrer, bevor er im Patentbüro in Bern angestellt wurde. 1905 reichte er seine Doktorarbeit an der Universität von Zürich ein und veröffentlichte seine Forschungsergebnisse in der Fachzeitschrift „Annalen der Physik“. Seine Entdeckungen sollten die Physik grundlegend verändern: Er beschrieb, dass das Licht aus einzelnen Teilen, den Quanten, später Photonen genannt, bestehe. Im selben Jahr formulierte er seine spezielle Relativitätstheorie, die besagt, dass jede Zeitangabe an ein Bezugssystem gebunden ist. Damit stellte er das bislang gültige Verständnis von Raum und Zeit auf den Kopf und ebnete den Weg für die atomare Forschung. Nach Professuren in Prag und Zürich folgte er 1914 dem Ruf Max Plancks nach Berlin, wo er Leiter des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Physik und zum Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften gewählt wurde. 1916 veröffentlichte er mit der allgemeinen Relativitätstheorie

eine Erweiterung seiner speziellen Relativitätstheorie, die sich drei Jahre später anlässlich einer Sonnenfinsternis bestätigte. Schlagartig gelangte Einstein dadurch zu internationalem Ruhm. 1933 sah er sich als Jude gezwungen, nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten in die USA auszuwandern, wo er fortan als Professor an der Universität von Princeton tätig war. Albert Einstein revolutionierte mit seinen Forschungsergebnissen und Theorien das physikalische Weltbild des 20. Jahrhunderts. Bereits 1921 erhielt er für seine Quantentheorie den Nobelpreis für Physik. Dabei war er nicht nur ein genialer Forscher, sondern auch ein engagierter Pazifist, der sich nach 1945 vehement für den Abbau atomarer Waffen einsetzte. Nach Einsteins Tod veröffentlichte der Physiker Niels Bohr einen Nachruf in der New York Times, in dem es u. a. heißt: „Durch Albert Einsteins Werk hat sich der Horizont der Menschheit unendlich erweitert und gleichzeitig hat unser Bild vom Universum eine Geschlossenheit und Harmonie erreicht, von der man bisher nur träumen konnte.“

aus: Das große Buch der Biografien von A–Z. 1000 Porträts, Ravensburger Verlag, Ravensburg 2003



Das ist mir beim Zuhören positiv aufgefallen:

Tipp:

Lesezeit: 5. Lesen

Minuten

Sekunden

Lesezeit: 6. Lesen

Minuten

Sekunden

Wer hört zu:

Fliegen Flugzeuge Löcher in die Wolken?



Lest gemeinsam die Wörter so oft, bis ihr euch sicher fühlt.
Achtung: Lest laut, gleichzeitig und im gleichen Tempo.

der Gefrierpunkt
das destillierte Wasser
die Kristallisationskeime
auseinandergetrieben
der Kühleffekt
die Luftverwirbelungen
das Phänomen
die Atmosphärenforschung
Boulder, Colorado

Fliegen Flugzeuge Löcher in die Wolken?

Nachsichtiges Lächeln ernten Kinder, wenn sie diese Frage stellen: Wie süß, wie naiv! Dabei hat eine neue Studie nachgewiesen, dass sie alles andere als naiv ist. Unter gewissen Umständen bohren Flugzeuge tatsächlich Löcher in die Wolken, nämlich dann, wenn sie im Winter nach dem Start oder vor der Landung eine Schicht aus sehr kalten Wolken durchstechen. Obwohl der Gefrierpunkt unterschritten ist, bleiben in solchen Wolken feine Tröpfchen flüssig. Denn destilliertes Wasser friert erst bei deutlich unter minus zehn Grad – sogar bis zu minus 40 Grad, wenn es völlig frei von Partikeln ist, die als Kristallisationskeime dienen können. Werden die Tröpfchen in einer solchen Wolke dann aber von den Tragflächen oder Propellern eines Flugzeugs verwirbelt und auseinandergetrieben, sinkt für eine gewisse Zeit der Luftdruck. Die

Temperatur fällt um weitere 20 bis 30 Grad, die Tröpfchen gefrieren und wirken dann als Keime für Schneeflocken. Es beginnt zu schneien – allerdings nur dort, wo das Flugzeug entlangfliegt und der Kühleffekt durch die Luftverwirbelungen eintritt. Was bleibt, ist ein „Loch“ in der Wolke, wo die Tröpfchen gefroren und herausgefallen sind. Passiert ein Flugzeug die Wolkenschicht horizontal, entsteht sogar ein langer Tunnel. Genau erforscht haben dieses Phänomen kürzlich Wissenschaftler des Nationalen Zentrums für Atmosphärenforschung in Boulder, Colorado. Sie analysierten zahlreiche Satellitenbilder, aufgenommen in der Nähe von Flughäfen rund um den Globus. Sie fanden heraus, dass die Löcher bis zu vier Stunden bestehen bleiben und im Extremfall bis zu 100 Kilometer lang werden können.

Jan Berndorff, in: P.M. Fragen & Antworten 11/2011



Das ist mir beim Zuhören positiv aufgefallen:

Tipp:

Lesezeit: 1. Lesen

Minuten

Sekunden

Lesezeit: 2. Lesen

Minuten

Sekunden

Wer hört zu:

Fliegen Flugzeuge Löcher in die Wolken?

Nachsichtiges Lächeln ernten Kinder, wenn sie diese Frage stellen: Wie süß, wie naiv! Dabei hat eine neue Studie nachgewiesen, dass sie alles andere als naiv ist. Unter gewissen Umständen bohren Flugzeuge tatsächlich Löcher in die Wolken, nämlich dann, wenn sie im Winter nach dem Start oder vor der Landung eine Schicht aus sehr kalten Wolken durchstechen. Obwohl der Gefrierpunkt unterschritten ist, bleiben in solchen Wolken feine Tröpfchen flüssig. Denn destilliertes Wasser friert erst bei deutlich unter minus zehn Grad – sogar bis zu minus 40 Grad, wenn es völlig frei von Partikeln ist, die als Kristallisationskeime dienen können. Werden die Tröpfchen in einer solchen Wolke dann aber von den Tragflächen oder Propellern eines Flugzeugs verwirbelt und auseinandergetrieben, sinkt für eine gewisse Zeit der Luftdruck. Die

Temperatur fällt um weitere 20 bis 30 Grad, die Tröpfchen gefrieren und wirken dann als Keime für Schneeflocken. Es beginnt zu schneien – allerdings nur dort, wo das Flugzeug entlangfliegt und der Kühleffekt durch die Luftverwirbelungen eintritt. Was bleibt, ist ein „Loch“ in der Wolke, wo die Tröpfchen gefroren und herausgefallen sind. Passiert ein Flugzeug die Wolkenschicht horizontal, entsteht sogar ein langer Tunnel. Genau erforscht haben dieses Phänomen kürzlich Wissenschaftler des Nationalen Zentrums für Atmosphärenforschung in Boulder, Colorado. Sie analysierten zahlreiche Satellitenbilder, aufgenommen in der Nähe von Flughäfen rund um den Globus. Sie fanden heraus, dass die Löcher bis zu vier Stunden bestehen bleiben und im Extremfall bis zu 100 Kilometer lang werden können.

Jan Berndorff, in: P.M. Fragen & Antworten 11/2011



Das ist mir beim Zuhören positiv aufgefallen:

Tipp:

Lesezeit: 3. Lesen

Minuten

Sekunden

Lesezeit: 4. Lesen

Minuten

Sekunden

Wer hört zu:

Fliegen Flugzeuge Löcher in die Wolken?

Nachsichtiges Lächeln ernten Kinder, wenn sie diese Frage stellen: Wie süß, wie naiv! Dabei hat eine neue Studie nachgewiesen, dass sie alles andere als naiv ist. Unter gewissen Umständen bohren Flugzeuge tatsächlich Löcher in die Wolken, nämlich dann, wenn sie im Winter nach dem Start oder vor der Landung eine Schicht aus sehr kalten Wolken durchstechen. Obwohl der Gefrierpunkt unterschritten ist, bleiben in solchen Wolken feine Tröpfchen flüssig. Denn destilliertes Wasser friert erst bei deutlich unter minus zehn Grad – sogar bis zu minus 40 Grad, wenn es völlig frei von Partikeln ist, die als Kristallisationskeime dienen können. Werden die Tröpfchen in einer solchen Wolke dann aber von den Tragflächen oder Propellern eines Flugzeugs verwirbelt und auseinandergetrieben, sinkt für eine gewisse Zeit der Luftdruck. Die

Temperatur fällt um weitere 20 bis 30 Grad, die Tröpfchen gefrieren und wirken dann als Keime für Schneeflocken. Es beginnt zu schneien – allerdings nur dort, wo das Flugzeug entlangfliegt und der Kühleffekt durch die Luftverwirbelungen eintritt. Was bleibt, ist ein „Loch“ in der Wolke, wo die Tröpfchen gefroren und herausgefallen sind. Passiert ein Flugzeug die Wolkenschicht horizontal, entsteht sogar ein langer Tunnel. Genau erforscht haben dieses Phänomen kürzlich Wissenschaftler des Nationalen Zentrums für Atmosphärenforschung in Boulder, Colorado. Sie analysierten zahlreiche Satellitenbilder, aufgenommen in der Nähe von Flughäfen rund um den Globus. Sie fanden heraus, dass die Löcher bis zu vier Stunden bestehen bleiben und im Extremfall bis zu 100 Kilometer lang werden können.

Jan Berndorff, in: P.M. Fragen & Antworten 11/2011



Das ist mir beim Zuhören positiv aufgefallen:

Tipp:

Lesezeit: 5. Lesen

Minuten

Sekunden

Lesezeit: 6. Lesen

Minuten

Sekunden

Wer hört zu:

Sohnespflcht



Lest gemeinsam die Wörter so oft, bis ihr euch sicher fühlt.
Achtung: Lest laut, gleichzeitig und im gleichen Tempo.

die Sohnespflcht
der verschämte Stolz
der Broterwerb
Gottverdammich

Sohnespflicht

Wenn einer ein Buch schreibt und dieses durch eine Verkettung sonderbarer Umstände auch noch gedruckt wird, sollte er eines nicht tun: ein Exemplar seiner Mutter schenken. Natürlich muss er es tun, weil das Sohnespflicht ist und sich so gehört. Aber es bringt nur Ärger. Für alle. Ich weiß, wovon ich rede. Es ist jedes Mal ein schöner Augenblick, wenn mir die Post das allererste Exemplar duftend frisch ab Druckerei ins Haus bringt. Das stecke ich mir in die Tasche und gehe auf einen Sprung ins Stadtbad, präsentiere es mit verschämtem Stolz der Wirtin und lasse mich für meinen Fleiß loben, und dann bringe ich es zur Post und schicke es meiner Mutter.

Jedes Mal.

Dann warte ich auf ihren Anruf, der leider nie lang auf sich warten lässt. Einen Tag vielleicht oder zwei. Dabei weiß ich immer: Es wird ihr nicht so richtig gefallen. Sie wird in großer mütterlicher Sorge um mein weiteres Fortkommen sein. Das Buch wird schlechte Kritiken bekommen, die Leute werden es nicht kaufen. Mein Broterwerb ist dahin, ihre Enkel werden hungern.

In dieser Gemütslage ist sie jedes Mal, wenn sie

das Buch ausgelesen hat und mich anruft.

„Also weißt du, hm, hm, musste das sein? So ein Krimi ist doch albern.“

„Das ist doch kein Krimi, Mama.“

„Aber die Sprache ...“

„Was ist mit der Sprache?“

„Auf Seite 197 steht ‚Gottverdammich‘.“

„Und?“

„Dreimal steht da ‚Gottverdammich‘. Das ist mir peinlich.“

„Manchmal sagen die Leute halt ‚Gottverdammich‘, Mama.“

„Aber du doch nicht!“

„Nein“, gebe ich zu. „Außer manchmal.“

So geht das jedes Mal. Groß ist der Kummer, fürchterlich die mütterliche Sorge. Bis dann die ersten freundlichen Kritiken erscheinen – dann gibt’s Licht am Ende des Tunnels. Und wenn ich erst noch im Fernsehen komme, ist alles wieder in Ordnung.

„Bub, ich bin stolz auf dich! Aber dein Hemd!“

„Was ist mit dem Hemd?“

„Das war doch nicht gebügelt!“

Ich schwör’s: Beim nächsten Buch wird alles besser.

aus: Alex Capus, Der König von Olten, Knapp Verlag, Olten, 2009 (2. Aufl.)



Das ist mir beim Zuhören positiv aufgefallen:

Tipp:

Lesezeit: 1. Lesen

Minuten

Sekunden

Lesezeit: 2. Lesen

Minuten

Sekunden

Wer hört zu:

Sohnesplicht

Wenn einer ein Buch schreibt und dieses durch eine Verkettung sonderbarer Umstände auch noch gedruckt wird, sollte er eines nicht tun: ein Exemplar seiner Mutter schenken. Natürlich muss er es tun, weil das Sohnespflicht ist und sich so gehört. Aber es bringt nur Ärger. Für alle. Ich weiß, wovon ich rede. Es ist jedes Mal ein schöner Augenblick, wenn mir die Post das allererste Exemplar duftend frisch ab Druckerei ins Haus bringt. Das stecke ich mir in die Tasche und gehe auf einen Sprung ins Stadtbad, präsentiere es mit verschämtem Stolz der Wirtin und lasse mich für meinen Fleiß loben, und dann bringe ich es zur Post und schicke es meiner Mutter.

Jedes Mal.

Dann warte ich auf ihren Anruf, der leider nie lang auf sich warten lässt. Einen Tag vielleicht oder zwei. Dabei weiß ich immer: Es wird ihr nicht so richtig gefallen. Sie wird in großer mütterlicher Sorge um mein weiteres Fortkommen sein. Das Buch wird schlechte Kritiken bekommen, die Leute werden es nicht kaufen. Mein Broterwerb ist dahin, ihre Enkel werden hungern.

In dieser Gemütslage ist sie jedes Mal, wenn sie

das Buch ausgelesen hat und mich anruft.

„Also weißt du, hm, hm, musste das sein? So ein Krimi ist doch albern.“

„Das ist doch kein Krimi, Mama.“

„Aber die Sprache ...“

„Was ist mit der Sprache?“

„Auf Seite 197 steht ‚Gottverdammich‘.“

„Und?“

„Dreimal steht da ‚Gottverdammich‘. Das ist mir peinlich.“

„Manchmal sagen die Leute halt ‚Gottverdammich‘, Mama.“

„Aber du doch nicht!“

„Nein“, gebe ich zu. „Außer manchmal.“

So geht das jedes Mal. Groß ist der Kummer, fürchterlich die mütterliche Sorge. Bis dann die ersten freundlichen Kritiken erscheinen – dann gibt’s Licht am Ende des Tunnels. Und wenn ich erst noch im Fernsehen komme, ist alles wieder in Ordnung.

„Bub, ich bin stolz auf dich! Aber dein Hemd!“

„Was ist mit dem Hemd?“

„Das war doch nicht gebügelt!“

Ich schwör’s: Beim nächsten Buch wird alles besser.

aus: Alex Capus, Der König von Olten, Knapp Verlag, Olten, 2009 (2. Aufl.)



Das ist mir beim Zuhören positiv aufgefallen:

Tipp:

Lesezeit: 3. Lesen

Minuten

Sekunden

Lesezeit: 4. Lesen

Minuten

Sekunden

Wer hört zu:

Sohnesplicht

Wenn einer ein Buch schreibt und dieses durch eine Verkettung sonderbarer Umstände auch noch gedruckt wird, sollte er eines nicht tun: ein Exemplar seiner Mutter schenken. Natürlich muss er es tun, weil das Sohnespflicht ist und sich so gehört. Aber es bringt nur Ärger. Für alle. Ich weiß, wovon ich rede. Es ist jedes Mal ein schöner Augenblick, wenn mir die Post das allererste Exemplar duftend frisch ab Druckerei ins Haus bringt. Das stecke ich mir in die Tasche und gehe auf einen Sprung ins Stadtbad, präsentiere es mit verschämtem Stolz der Wirtin und lasse mich für meinen Fleiß loben, und dann bringe ich es zur Post und schicke es meiner Mutter.

Jedes Mal.

Dann warte ich auf ihren Anruf, der leider nie lang auf sich warten lässt. Einen Tag vielleicht oder zwei. Dabei weiß ich immer: Es wird ihr nicht so richtig gefallen. Sie wird in großer mütterlicher Sorge um mein weiteres Fortkommen sein. Das Buch wird schlechte Kritiken bekommen, die Leute werden es nicht kaufen. Mein Broterwerb ist dahin, ihre Enkel werden hungern.

In dieser Gemütslage ist sie jedes Mal, wenn sie

das Buch ausgelesen hat und mich anruft.

„Also weißt du, hm, hm, musste das sein? So ein Krimi ist doch albern.“

„Das ist doch kein Krimi, Mama.“

„Aber die Sprache ...“

„Was ist mit der Sprache?“

„Auf Seite 197 steht ‚Gottverdammich‘.“

„Und?“

„Dreimal steht da ‚Gottverdammich‘. Das ist mir peinlich.“

„Manchmal sagen die Leute halt ‚Gottverdammich‘, Mama.“

„Aber du doch nicht!“

„Nein“, gebe ich zu. „Außer manchmal.“

So geht das jedes Mal. Groß ist der Kummer, fürchterlich die mütterliche Sorge. Bis dann die ersten freundlichen Kritiken erscheinen – dann gibt’s Licht am Ende des Tunnels. Und wenn ich erst noch im Fernsehen komme, ist alles wieder in Ordnung.

„Bub, ich bin stolz auf dich! Aber dein Hemd!“

„Was ist mit dem Hemd?“

„Das war doch nicht gebügelt!“

Ich schwör’s: Beim nächsten Buch wird alles besser.

aus: Alex Capus, Der König von Olten, Knapp Verlag, Olten, 2009 (2. Aufl.)



Das ist mir beim Zuhören positiv aufgefallen:

Tipp:

Lesezeit: 5. Lesen

Minuten

Sekunden

Lesezeit: 6. Lesen

Minuten

Sekunden

Wer hört zu:

Woher die Tiere ihre Namen haben



Lest gemeinsam die Wörter so oft, bis ihr euch sicher fühlt.
Achtung: Lest laut, gleichzeitig und im gleichen Tempo.

das Ägyptische

die Verwechslungen

Guckguck

der Kuckuck

das Indianische

Woher die Tiere ihre Namen haben

Das Wort Krokodil kommt aus dem Ägyptischen und heißt dort „Hu, noch einmal Glück gehabt!“ Der Hund hieß früher einmal „Hand“, weil er ebenso viele Beine hat wie die Hand Finger, nämlich vier oder fünf, je nachdem, ob man den Schwanz des Hundes dazu- oder den Daumen der Hand wegzählt.

Das Maultier heißt „Maultier“, weil es ein Tier ist, das ein Maul hat.

Das Reh heißt im Grunde gar nicht „Reh“, sondern ganz anders. Sein Name ist so lang und so schwer auszusprechen, dass niemand ihn behalten hat. Hätte ihn jemand behalten, so würde es heute noch heißen, wie es wirklich heißt. „Reh“ sagt man zum Reh bloß, weil das einfacher ist, „Reh“ ist einfach, ja, aber falsch.

Die Kuh heißt „Kuh“, weil sie so aussieht.

Die Katze heißt „Katze“, weil sie aussieht wie andere Tiere, die so heißen. Eine Katze, die Katze hieß, hätte viel lieber „Maus“ geheißen. Da aber die Maus schon so hieß, und zwar schon sehr lange, musste die Katze, damit es keine Verwechslungen gab, ihren Namen behalten.

Zwei Jungen entdeckten im Wald einen flaumigen Vogel, den sie nie zuvor gesehen hatten. „Guck, guck!“, sagte der eine zum anderen, indem er auf den Vogel zeigte. Von diesem Tag an wurde der Vogel „Guckguck“ oder „Kuckuck“ genannt.

Der Name „Papagei“ kommt aus dem Indianischen und bedeutet: „Lass mich doch mal ausreden, ja!“

Die Amsel ist das einzige Tier, das keinen Namen hat. In alten Sprachen bedeutet „Am-sel“: namenlos.

aus: Jürg Schubiger: Als die Welt noch jung war und die anderen Geschichten, Beltz & Gelberg, Weinheim; Basel 2011



Das ist mir beim Zuhören positiv aufgefallen:

Tipp:

Lesezeit: 1. Lesen

Minuten

Sekunden

Lesezeit: 2. Lesen

Minuten

Sekunden

Wer hört zu:

Woher die Tiere ihre Namen haben

Das Wort Krokodil kommt aus dem Ägyptischen und heißt dort „Hu, noch einmal Glück gehabt!“ Der Hund hieß früher einmal „Hand“, weil er ebenso viele Beine hat wie die Hand Finger, nämlich vier oder fünf, je nachdem, ob man den Schwanz des Hundes dazu- oder den Daumen der Hand wegzählt.

Das Maultier heißt „Maultier“, weil es ein Tier ist, das ein Maul hat.

Das Reh heißt im Grunde gar nicht „Reh“, sondern ganz anders. Sein Name ist so lang und so schwer auszusprechen, dass niemand ihn behalten hat. Hätte ihn jemand behalten, so würde es heute noch heißen, wie es wirklich heißt. „Reh“ sagt man zum Reh bloß, weil das einfacher ist, „Reh“ ist einfach, ja, aber falsch.

Die Kuh heißt „Kuh“, weil sie so aussieht.

Die Katze heißt „Katze“, weil sie aussieht wie andere Tiere, die so heißen. Eine Katze, die Katze hieß, hätte viel lieber „Maus“ geheißen. Da aber die Maus schon so hieß, und zwar schon sehr lange, musste die Katze, damit es keine Verwechslungen gab, ihren Namen behalten.

Zwei Jungen entdeckten im Wald einen flaumigen Vogel, den sie nie zuvor gesehen hatten. „Guck, guck!“, sagte der eine zum anderen, indem er auf den Vogel zeigte. Von diesem Tag an wurde der Vogel „Guckguck“ oder „Kuckuck“ genannt.

Der Name „Papagei“ kommt aus dem Indianischen und bedeutet: „Lass mich doch mal ausreden, ja!“

Die Amsel ist das einzige Tier, das keinen Namen hat. In alten Sprachen bedeutet „Am-sel“: namenlos.

aus: Jürg Schubiger: Als die Welt noch jung war und die anderen Geschichten, Beltz & Gelberg, Weinheim; Basel 2011



Das ist mir beim Zuhören positiv aufgefallen:

Tipp:

Lesezeit: 3. Lesen

Minuten

Sekunden

Lesezeit: 4. Lesen

Minuten

Sekunden

Wer hört zu:

Woher die Tiere ihre Namen haben

Das Wort Krokodil kommt aus dem Ägyptischen und heißt dort „Hu, noch einmal Glück gehabt!“ Der Hund hieß früher einmal „Hand“, weil er ebenso viele Beine hat wie die Hand Finger, nämlich vier oder fünf, je nachdem, ob man den Schwanz des Hundes dazu- oder den Daumen der Hand wegzählt.

Das Maultier heißt „Maultier“, weil es ein Tier ist, das ein Maul hat.

Das Reh heißt im Grunde gar nicht „Reh“, sondern ganz anders. Sein Name ist so lang und so schwer auszusprechen, dass niemand ihn behalten hat. Hätte ihn jemand behalten, so würde es heute noch heißen, wie es wirklich heißt. „Reh“ sagt man zum Reh bloß, weil das einfacher ist, „Reh“ ist einfach, ja, aber falsch.

Die Kuh heißt „Kuh“, weil sie so aussieht.

Die Katze heißt „Katze“, weil sie aussieht wie andere Tiere, die so heißen. Eine Katze, die Katze hieß, hätte viel lieber „Maus“ geheißen. Da aber die Maus schon so hieß, und zwar schon sehr lange, musste die Katze, damit es keine Verwechslungen gab, ihren Namen behalten.

Zwei Jungen entdeckten im Wald einen flaumigen Vogel, den sie nie zuvor gesehen hatten. „Guck, guck!“, sagte der eine zum anderen, indem er auf den Vogel zeigte. Von diesem Tag an wurde der Vogel „Guckguck“ oder „Kuckuck“ genannt.

Der Name „Papagei“ kommt aus dem Indianischen und bedeutet: „Lass mich doch mal ausreden, ja!“

Die Amsel ist das einzige Tier, das keinen Namen hat. In alten Sprachen bedeutet „Am-sel“: namenlos.

aus: Jürg Schubiger: Als die Welt noch jung war und die anderen Geschichten, Beltz & Gelberg, Weinheim; Basel 2011



Das ist mir beim Zuhören positiv aufgefallen:

Tipp:

Lesezeit: 5. Lesen

Minuten

Sekunden

Lesezeit: 6. Lesen

Minuten

Sekunden

Wer hört zu:

Der erste Satz



Lest gemeinsam die Wörter so oft, bis ihr euch sicher fühlt.
Achtung: Lest laut, gleichzeitig und im gleichen Tempo.

aussprechen

verschiedene Bedeutungen

er holte tief Atem

prüfend

das Steinbeil

so viel wie Krieg

Der erste Satz

Es dauerte lange, bis die Menschen den ersten ganzen Satz aussprechen konnten. Am Anfang kannten sie nur einzelne Wörter, die sehr viele verschiedene Bedeutungen hatten. So hieß etwa „Sau“ nicht nur Sau, sondern gleichzeitig Hase, Vogel, Schmetterling, Maus, Elefant, Mücke; und „See“ bedeutete außer See auch Regen, Fluss, Wasser, Schnee, Eis, Gletscher; und wenn ein Mann einer Frau sagen wollte, dass er sie liebe, sagte er nur „Ooh“.

Einem jungen Mann, der sich in eine junge Frau mit langen, schwarzen Haaren verliebte, war das zu wenig. Er verließ seine Höhle, setzte sich auf einen Felsen und dachte drei Tage lang nach. Dann ging er zur Frau mit den schönen schwarzen Haaren, holte tief Atem und sagte zu ihr: „Ich hab dich gern.“

Die Frau wusste sogleich, was damit gemeint war, und da sie ihn auch gern hatte, gab sie ihm die Hand und sie blieben zusammen. Dieser

Satz wurde unter den Menschen schnell bekannt, und wenn sich zwei Fremde begegneten, schauten sie sich prüfend an, bis der eine auf den anderen zuging und zu ihm sagte: „Ich hab dich gern.“

Deshalb hießen diese vier Wörter auch so viel wie „die Hand geben“ oder „Liebe“ oder „Willkommen“ oder auch „Frieden“.

Einmal aber kam ein Mann mit einem Steinbeil zur Höhle des Mannes, der den Satz erfunden hatte und der inzwischen alt geworden war.

Dieser sagte zu seiner Frau mit den schönen langen Haaren, die jetzt weiß geworden waren, sie solle warten, trat vor die Höhle und schaute den Fremden an. Dann ging er auf ihn zu und sagte: „Ich habe dich gern.“

Der andere aber antwortete: „Ich habe dich NICHT gern.“ und schlug ihn mit seinem Steinbeil zu Boden. Seither heißt das Wort NICHT so viel wie Krieg.

aus: Jürg Schubiger, Franz Hohler: Aller Anfang. Geschichten, Beltz & Gelberg, Weinheim; Basel 2006



Das ist mir beim Zuhören positiv aufgefallen:

Tipp:

Lesezeit: 1. Lesen	Minuten	Sekunden
Lesezeit: 2. Lesen	Minuten	Sekunden

Wer hört zu:

Der erste Satz

Es dauerte lange, bis die Menschen den ersten ganzen Satz aussprechen konnten. Am Anfang kannten sie nur einzelne Wörter, die sehr viele verschiedene Bedeutungen hatten. So hieß etwa „Sau“ nicht nur Sau, sondern gleichzeitig Hase, Vogel, Schmetterling, Maus, Elefant, Mücke; und „See“ bedeutete außer See auch Regen, Fluss, Wasser, Schnee, Eis, Gletscher; und wenn ein Mann einer Frau sagen wollte, dass er sie liebe, sagte er nur „Ooh“.

Einem jungen Mann, der sich in eine junge Frau mit langen, schwarzen Haaren verliebte, war das zu wenig. Er verließ seine Höhle, setzte sich auf einen Felsen und dachte drei Tage lang nach. Dann ging er zur Frau mit den schönen schwarzen Haaren, holte tief Atem und sagte zu ihr: „Ich hab dich gern.“

Die Frau wusste sogleich, was damit gemeint war, und da sie ihn auch gern hatte, gab sie ihm die Hand und sie blieben zusammen. Dieser

Satz wurde unter den Menschen schnell bekannt, und wenn sich zwei Fremde begegneten, schauten sie sich prüfend an, bis der eine auf den anderen zuing und zu ihm sagte: „Ich hab dich gern.“

Deshalb hießen diese vier Wörter auch so viel wie „die Hand geben“ oder „Liebe“ oder „Willkommen“ oder auch „Frieden“.

Einmal aber kam ein Mann mit einem Steinbeil zur Höhle des Mannes, der den Satz erfunden hatte und der inzwischen alt geworden war.

Dieser sagte zu seiner Frau mit den schönen langen Haaren, die jetzt weiß geworden waren, sie solle warten, trat vor die Höhle und schaute den Fremden an. Dann ging er auf ihn zu und sagte: „Ich habe dich gern.“

Der andere aber antwortete: „Ich habe dich NICHT gern.“ und schlug ihn mit seinem Steinbeil zu Boden. Seither heißt das Wort NICHT so viel wie Krieg.

aus: Jürg Schubiger, Franz Hohler: Aller Anfang. Geschichten, Beltz & Gelberg, Weinheim; Basel 2006



Das ist mir beim Zuhören positiv aufgefallen:

Tipp:

Lesezeit: 3. Lesen	Minuten	Sekunden
Lesezeit: 4. Lesen	Minuten	Sekunden

Wer hört zu:

Der erste Satz

Es dauerte lange, bis die Menschen den ersten ganzen Satz aussprechen konnten. Am Anfang kannten sie nur einzelne Wörter, die sehr viele verschiedene Bedeutungen hatten. So hieß etwa „Sau“ nicht nur Sau, sondern gleichzeitig Hase, Vogel, Schmetterling, Maus, Elefant, Mücke; und „See“ bedeutete außer See auch Regen, Fluss, Wasser, Schnee, Eis, Gletscher; und wenn ein Mann einer Frau sagen wollte, dass er sie liebe, sagte er nur „Ooh“.

Einem jungen Mann, der sich in eine junge Frau mit langen, schwarzen Haaren verliebte, war das zu wenig. Er verließ seine Höhle, setzte sich auf einen Felsen und dachte drei Tage lang nach. Dann ging er zur Frau mit den schönen schwarzen Haaren, holte tief Atem und sagte zu ihr: „Ich hab dich gern.“

Die Frau wusste sogleich, was damit gemeint war, und da sie ihn auch gern hatte, gab sie ihm die Hand und sie blieben zusammen. Dieser

Satz wurde unter den Menschen schnell bekannt, und wenn sich zwei Fremde begegneten, schauten sie sich prüfend an, bis der eine auf den anderen zuging und zu ihm sagte: „Ich hab dich gern.“

Deshalb hießen diese vier Wörter auch so viel wie „die Hand geben“ oder „Liebe“ oder „Willkommen“ oder auch „Frieden“.

Einmal aber kam ein Mann mit einem Steinbeil zur Höhle des Mannes, der den Satz erfunden hatte und der inzwischen alt geworden war.

Dieser sagte zu seiner Frau mit den schönen langen Haaren, die jetzt weiß geworden waren, sie solle warten, trat vor die Höhle und schaute den Fremden an. Dann ging er auf ihn zu und sagte: „Ich habe dich gern.“

Der andere aber antwortete: „Ich habe dich NICHT gern.“ und schlug ihn mit seinem Steinbeil zu Boden. Seither heißt das Wort NICHT so viel wie Krieg.

aus: Jürg Schubiger, Franz Hohler: Aller Anfang. Geschichten, Beltz & Gelberg, Weinheim; Basel 2006



Das ist mir beim Zuhören positiv aufgefallen:

Tipp:

Lesezeit: 5. Lesen

Minuten

Sekunden

Lesezeit: 6. Lesen

Minuten

Sekunden

Wer hört zu:

Rosa Parks – eine Frau, die beim Busfahren Geschichte schrieb



Lest gemeinsam die Wörter so oft, bis ihr euch sicher fühlt.
Achtung: Lest laut, gleichzeitig und im gleichen Tempo.

Montgomery/Alabama (USA)
die öffentlichen Verkehrsmittel
der Bürgerrechtler
Martin Luther King
der Boykott
die Rassentrennung
die Pionierin
die Bürgerrechtsbewegung

Rosa Parks – eine Frau, die beim Busfahren Geschichte schrieb

Eigentlich wollte sie nur Bus fahren. Nach einem langen Arbeitstag war die dunkelhäutige Näherin Rosa Parks (1913–2005) am 1. Dezember 1955 in Montgomery/Alabama (USA) müde auf dem Nachhauseweg, als ein Weißer sie aufforderte, ihren Sitzplatz zu räumen, weil er sich in derselben Sitzreihe des Busses niederlassen wollte. In Montgomery gab es damals – wie in vielen anderen Orten der Vereinigten Staaten auch – ein Gesetz, das es Schwarzen verbot, in öffentlichen Verkehrsmitteln neben Weißen zu sitzen. Wollte sich ein Weißer setzen, hatten die Schwarzen aus der Sitzreihe zu verschwinden. Rosa Parks war an diesem Tag nicht nur

müde, sondern auch mutig – und sie weigerte sich, aufzustehen. Daraufhin wurde sie von der Polizei festgenommen, ins Gefängnis gebracht und später zu einer Geldstrafe verurteilt. Diese Ungerechtigkeit veranlasste den schwarzen Bürgerrechtler Martin Luther King (1929–1968), einen Boykott des Busbetriebs in Montgomery auszurufen. Infolge dieses Boykotts kam es zu weiteren Protesten und später wurde die Rassentrennung in Bussen und Zügen der USA abgeschafft. Rosa Parks, die eigentlich nur Bus fahren wollte, gilt seitdem als eine Pionierin der schwarzen Bürgerrechtsbewegung.

aus: Stephanie Busch, Ulrich Noller: Das Haus-Buch: Hier wohnt das Wissen der Welt, Bloomsbury Kinderbücher & Jugendbücher, Berlin 2007



Das ist mir beim Zuhören positiv aufgefallen:

Tipp:

Lesezeit: 1. Lesen	Minuten	Sekunden
Lesezeit: 2. Lesen	Minuten	Sekunden

Wer hört zu:

Rosa Parks – eine Frau, die beim Busfahren Geschichte schrieb

Eigentlich wollte sie nur Bus fahren. Nach einem langen Arbeitstag war die dunkelhäutige Näherin Rosa Parks (1913–2005) am 1. Dezember 1955 in Montgomery/Alabama (USA) müde auf dem Nachhauseweg, als ein Weißer sie aufforderte, ihren Sitzplatz zu räumen, weil er sich in derselben Sitzreihe des Busses niederlassen wollte. In Montgomery gab es damals – wie in vielen anderen Orten der Vereinigten Staaten auch – ein Gesetz, das es Schwarzen verbot, in öffentlichen Verkehrsmitteln neben Weißen zu sitzen. Wollte sich ein Weißer setzen, hatten die Schwarzen aus der Sitzreihe zu verschwinden. Rosa Parks war an diesem Tag nicht nur

müde, sondern auch mutig – und sie weigerte sich, aufzustehen. Daraufhin wurde sie von der Polizei festgenommen, ins Gefängnis gebracht und später zu einer Geldstrafe verurteilt. Diese Ungerechtigkeit veranlasste den schwarzen Bürgerrechtler Martin Luther King (1929–1968), einen Boykott des Busbetriebs in Montgomery auszurufen. Infolge dieses Boykotts kam es zu weiteren Protesten und später wurde die Rassentrennung in Bussen und Zügen der USA abgeschafft. Rosa Parks, die eigentlich nur Bus fahren wollte, gilt seitdem als eine Pionierin der schwarzen Bürgerrechtsbewegung.

aus: Stephanie Busch, Ulrich Noller: Das Haus-Buch: Hier wohnt das Wissen der Welt, Bloomsbury Kinderbücher & Jugendbücher, Berlin 2007



Das ist mir beim Zuhören positiv aufgefallen:

Tipp:

Lesezeit: 3. Lesen	Minuten	Sekunden
Lesezeit: 4. Lesen	Minuten	Sekunden

Wer hört zu:

Rosa Parks – eine Frau, die beim Busfahren Geschichte schrieb

Eigentlich wollte sie nur Bus fahren. Nach einem langen Arbeitstag war die dunkelhäutige Näherin Rosa Parks (1913–2005) am 1. Dezember 1955 in Montgomery/Alabama (USA) müde auf dem Nachhauseweg, als ein Weißer sie aufforderte, ihren Sitzplatz zu räumen, weil er sich in derselben Sitzreihe des Busses niederlassen wollte. In Montgomery gab es damals – wie in vielen anderen Orten der Vereinigten Staaten auch – ein Gesetz, das es Schwarzen verbot, in öffentlichen Verkehrsmitteln neben Weißen zu sitzen. Wollte sich ein Weißer setzen, hatten die Schwarzen aus der Sitzreihe zu verschwinden. Rosa Parks war an diesem Tag nicht nur

müde, sondern auch mutig – und sie weigerte sich, aufzustehen. Daraufhin wurde sie von der Polizei festgenommen, ins Gefängnis gebracht und später zu einer Geldstrafe verurteilt. Diese Ungerechtigkeit veranlasste den schwarzen Bürgerrechtler Martin Luther King (1929–1968), einen Boykott des Busbetriebs in Montgomery auszurufen. Infolge dieses Boykotts kam es zu weiteren Protesten und später wurde die Rassentrennung in Bussen und Zügen der USA abgeschafft. Rosa Parks, die eigentlich nur Bus fahren wollte, gilt seitdem als eine Pionierin der schwarzen Bürgerrechtsbewegung.

aus: Stephanie Busch, Ulrich Noller: Das Haus-Buch: Hier wohnt das Wissen der Welt, Bloomsbury Kinderbücher & Jugendbücher, Berlin 2007



Das ist mir beim Zuhören positiv aufgefallen:

Tipp:

Lesezeit: 5. Lesen	Minuten	Sekunden
Lesezeit: 6. Lesen	Minuten	Sekunden

Wer hört zu:

Einige berühmte Reisende



Lest gemeinsam die Wörter so oft, bis ihr euch sicher fühlt.
Achtung: Lest laut, gleichzeitig und im gleichen Tempo.

Odysseus

die Mythologie

Ithaka

die Karibischen Inseln

Alexander von Humboldt

Aimé Bonpland

das Einbaumschiff

Roald Amundsen

die Polarforscher

Thor Heyerdahl

das Holzfloß

der Pazifische Ozean

Neil Alden Armstrong

die Eagle

die mitteleuropäische Zeit

Einige berühmte Reisende

Odysseus ist ein Held der griechischen Mythologie. Die zehnjährige Reise des Königs von Ithaka, der von der Schlacht um Troja nach Hause zurückkehrte, hat der griechische Dichter Homer (um 800 v. Chr.) in der ODYSSEE beschrieben. Seitdem sprechen viele Menschen von einer „Odyssee“, wenn sie eine lange Irrfahrt meinen. Christoph Kolumbus war ein italienischer Seefahrer in Diensten des spanischen Königs. Am 12. Oktober 1492 betrat er die Küste der Karibischen Inseln vor Amerika. Seitdem gilt Kolumbus als Entdecker Amerikas – und die amerikanischen Ureinwohner heißen Indianer, weil die spanischen Entdecker glaubten, in Indien gelandet zu sein. Der deutsche Wissenschaftler Alexander von Humboldt ist der Begründer der Geografie, also der Wissenschaft von der Erdoberfläche. Mit dem Naturforscher Aimé Bonpland bereiste er unter anderem die Flüsse Venezuelas und legte dabei über 2.000 Kilometer auf einem Einbaumschiff zurück. Roald Amundsen aus Norwegen erreichte am 14. Dezember 1911 als erster Mensch den Südpol. Seine Expedition startete

zeitgleich mit einer Gruppe von Polarforschern um den Briten Robert Falcon Scott. Amundsen erreichte das Ziel 35 Tage früher als sein Konkurrent, der mit seinen Begleitern auf dem Rückweg erfror. Der norwegische Wissenschaftler und Abenteurer Thor Heyerdahl unternahm Expeditionen, bei denen er die Reisebedingungen der Menschen in früheren Zeiten erforschte. Berühmt wurde er mit seiner „Kon-Tiki“-Expedition: Mit einem Holzfloß überquerte er 1947 den Pazifischen Ozean. Das galt als wichtiger Beweis dafür, dass amerikanische Indianervölker bereits vor fast 2.000 Jahren mit Flößen die Meere besegelt hatten. Der amerikanische Astronaut Neil Alden Armstrong war der erste Mensch auf dem Mond. Am 20. Juli 1969 landete er mit dem Raumschiff „Eagle“ auf der Mondoberfläche. Einen Tag später, um 3:56 Uhr (mitteleuropäischer Zeit), betrat Armstrong den Mond und sprach dabei seinen berühmten Satz: „Dies ist ein kleiner Schritt für den Menschen, aber ein großer für die Menschheit.“

aus: Stephanie Busch, Ulrich Noller: Das Haus-Buch: Hier wohnt das Wissen der Welt, Bloomsbury Kinderbücher & Jugendbücher, Berlin 2007



Das ist mir beim Zuhören positiv aufgefallen:

Tipp:

Lesezeit: 1. Lesen	Minuten	Sekunden
Lesezeit: 2. Lesen	Minuten	Sekunden

Wer hört zu:

Einige berühmte Reisende

Odysseus ist ein Held der griechischen Mythologie. Die zehnjährige Reise des Königs von Ithaka, der von der Schlacht um Troja nach Hause zurückkehrte, hat der griechische Dichter Homer (um 800 v. Chr.) in der ODYSSEE beschrieben. Seitdem sprechen viele Menschen von einer „Odyssee“, wenn sie eine lange Irrfahrt meinen. Christoph Kolumbus war ein italienischer Seefahrer in Diensten des spanischen Königs. Am 12. Oktober 1492 betrat er die Küste der Karibischen Inseln vor Amerika. Seitdem gilt Kolumbus als Entdecker Amerikas – und die amerikanischen Ureinwohner heißen Indianer, weil die spanischen Entdecker glaubten, in Indien gelandet zu sein. Der deutsche Wissenschaftler Alexander von Humboldt ist der Begründer der Geografie, also der Wissenschaft von der Erdoberfläche. Mit dem Naturforscher Aimé Bonpland bereiste er unter anderem die Flüsse Venezuelas und legte dabei über 2.000 Kilometer auf einem Einbaumschiff zurück. Roald Amundsen aus Norwegen erreichte am 14. Dezember 1911 als erster Mensch den Südpol. Seine Expedition startete

zeitgleich mit einer Gruppe von Polarforschern um den Briten Robert Falcon Scott. Amundsen erreichte das Ziel 35 Tage früher als sein Konkurrent, der mit seinen Begleitern auf dem Rückweg erfror. Der norwegische Wissenschaftler und Abenteurer Thor Heyerdahl unternahm Expeditionen, bei denen er die Reisebedingungen der Menschen in früheren Zeiten erforschte. Berühmt wurde er mit seiner „Kon-Tiki“-Expedition: Mit einem Holzfloß überquerte er 1947 den Pazifischen Ozean. Das galt als wichtiger Beweis dafür, dass amerikanische Indianervölker bereits vor fast 2.000 Jahren mit Flößen die Meere besegelt hatten. Der amerikanische Astronaut Neil Alden Armstrong war der erste Mensch auf dem Mond. Am 20. Juli 1969 landete er mit dem Raumschiff „Eagle“ auf der Mondoberfläche. Einen Tag später, um 3:56 Uhr (mitteleuropäischer Zeit), betrat Armstrong den Mond und sprach dabei seinen berühmten Satz: „Dies ist ein kleiner Schritt für den Menschen, aber ein großer für die Menschheit.“

aus: Stephanie Busch, Ulrich Noller: Das Haus-Buch: Hier wohnt das Wissen der Welt, Bloomsbury Kinderbücher & Jugendbücher, Berlin 2007



Das ist mir beim Zuhören positiv aufgefallen:

Tipp:

Lesezeit: 3. Lesen

Minuten

Sekunden

Lesezeit: 4. Lesen

Minuten

Sekunden

Wer hört zu:

Einige berühmte Reisende

Odysseus ist ein Held der griechischen Mythologie. Die zehnjährige Reise des Königs von Ithaka, der von der Schlacht um Troja nach Hause zurückkehrte, hat der griechische Dichter Homer (um 800 v. Chr.) in der ODYSSEE beschrieben. Seitdem sprechen viele Menschen von einer „Odyssee“, wenn sie eine lange Irrfahrt meinen. Christoph Kolumbus war ein italienischer Seefahrer in Diensten des spanischen Königs. Am 12. Oktober 1492 betrat er die Küste der Karibischen Inseln vor Amerika. Seitdem gilt Kolumbus als Entdecker Amerikas – und die amerikanischen Ureinwohner heißen Indianer, weil die spanischen Entdecker glaubten, in Indien gelandet zu sein. Der deutsche Wissenschaftler Alexander von Humboldt ist der Begründer der Geografie, also der Wissenschaft von der Erdoberfläche. Mit dem Naturforscher Aimé Bonpland bereiste er unter anderem die Flüsse Venezuelas und legte dabei über 2.000 Kilometer auf einem Einbaumschiff zurück. Roald Amundsen aus Norwegen erreichte am 14. Dezember 1911 als erster Mensch den Südpol. Seine Expedition startete

zeitgleich mit einer Gruppe von Polarforschern um den Briten Robert Falcon Scott. Amundsen erreichte das Ziel 35 Tage früher als sein Konkurrent, der mit seinen Begleitern auf dem Rückweg erfror. Der norwegische Wissenschaftler und Abenteurer Thor Heyerdahl unternahm Expeditionen, bei denen er die Reisebedingungen der Menschen in früheren Zeiten erforschte. Berühmt wurde er mit seiner „Kon-Tiki“-Expedition: Mit einem Holzfloß überquerte er 1947 den Pazifischen Ozean. Das galt als wichtiger Beweis dafür, dass amerikanische Indianervölker bereits vor fast 2.000 Jahren mit Flößen die Meere besegelt hatten. Der amerikanische Astronaut Neil Alden Armstrong war der erste Mensch auf dem Mond. Am 20. Juli 1969 landete er mit dem Raumschiff „Eagle“ auf der Mondoberfläche. Einen Tag später, um 3:56 Uhr (mitteleuropäischer Zeit), betrat Armstrong den Mond und sprach dabei seinen berühmten Satz: „Dies ist ein kleiner Schritt für den Menschen, aber ein großer für die Menschheit.“

aus: Stephanie Busch, Ulrich Noller: Das Haus-Buch: Hier wohnt das Wissen der Welt, Bloomsbury Kinderbücher & Jugendbücher, Berlin 2007



Das ist mir beim Zuhören positiv aufgefallen:

Tipp:

Lesezeit: 5. Lesen	Minuten	Sekunden
Lesezeit: 6. Lesen	Minuten	Sekunden

Wer hört zu:

Gewinnwarnung



Lest gemeinsam die Wörter so oft, bis ihr euch sicher fühlt.
Achtung: Lest laut, gleichzeitig und im gleichen Tempo.

die Wirtschaftsseite
die Aktionäre
die Dividende
die Kombination
die Alarmglocken
die Wortkombination
die Tradition
die Verlustwarnung

Gewinnwarnung

Wieder einmal stolpere ich über dieses Wort, auf der Wirtschaftsseite der Zeitung. „Gewinnwarnung“. Wer warnt mich da vor einem Gewinn? Die Lotto-Gesellschaft? Natürlich nicht, sondern eine Firma, die ihre Aktionäre schon vor der nächsten Generalversammlung warnt, dass sie im laufenden Geschäftsjahr nicht auf den erwarteten Gewinn kommen und damit auch weniger Dividende ausschütten wird. Gewinnwarnung? Eigentlich müsste es heißen: Warnung vor vermindertem Gewinn. Denn nach der Logik der Sprache bedeutet Gewinnwarnung etwas anderes: Warnung vor mehr, ja vor hohem, gar zu hohem Gewinn.

Selbstverständlich weiß jeder Aktionär, dass dem nicht so ist, und er zuckt automatisch zusammen, wenn er das Wort Gewinnwarnung vernimmt. Die

Kombination von „Gewinn“ und „Warnung“ reicht, dass seine Alarmglocken läuten. Dennoch ist dieses Schreckwort ein Unwort, das 2001 denn auch zum „Unwort des Jahres“ gekürt worden ist. Doch treibt es sein Unwesen munter weiter.

Aber Hand aufs Herz: Haben solche Wortkombinationen nicht schon Tradition? Seit es Strommasten gibt, lesen wir dort auf gelben Warnschildern; „Achtung, Lebensgefahr“. Wo doch eigentlich „Todesgefahr“ stehen müsste. Vielleicht würde das zu brutal klingen und auch „Gewinnwarnung“ hört sich, trotz der negativen Botschaft, irgendwie schicker an als „Verlustwarnung“.

Zum Schluss jetzt noch eine Glückswarnung: Für das Wochenende ist schönes, sommerliches Wetter angesagt.

„Gewinnwarnung“ von Peter Burri aus der Sendung „Zwischenruf“ von DRS 2, 2006 SRF Schweizer Radio und Fernsehen/Christoph Merian Verlag



Das ist mir beim Zuhören positiv aufgefallen:

Tipp:

Lesezeit: 1. Lesen	Minuten	Sekunden
Lesezeit: 2. Lesen	Minuten	Sekunden

Wer hört zu:

Gewinnwarnung

Wieder einmal stolpere ich über dieses Wort, auf der Wirtschaftsseite der Zeitung. „Gewinnwarnung“. Wer warnt mich da vor einem Gewinn? Die Lotto-Gesellschaft? Natürlich nicht, sondern eine Firma, die ihre Aktionäre schon vor der nächsten Generalversammlung warnt, dass sie im laufenden Geschäftsjahr nicht auf den erwarteten Gewinn kommen und damit auch weniger Dividende ausschütten wird. Gewinnwarnung? Eigentlich müsste es heißen: Warnung vor vermindertem Gewinn. Denn nach der Logik der Sprache bedeutet Gewinnwarnung etwas anderes: Warnung vor mehr, ja vor hohem, gar zu hohem Gewinn.

Selbstverständlich weiß jeder Aktionär, dass dem nicht so ist, und er zuckt automatisch zusammen, wenn er das Wort Gewinnwarnung vernimmt. Die

Kombination von „Gewinn“ und „Warnung“ reicht, dass seine Alarmglocken läuten. Dennoch ist dieses Schreckwort ein Unwort, das 2001 denn auch zum „Unwort des Jahres“ gekürt worden ist. Doch treibt es sein Unwesen munter weiter.

Aber Hand aufs Herz: Haben solche Wortkombinationen nicht schon Tradition? Seit es Strommasten gibt, lesen wir dort auf gelben Warnschildern; „Achtung, Lebensgefahr“. Wo doch eigentlich „Todesgefahr“ stehen müsste. Vielleicht würde das zu brutal klingen und auch „Gewinnwarnung“ hört sich, trotz der negativen Botschaft, irgendwie schicker an als „Verlustwarnung“.

Zum Schluss jetzt noch eine Glückswarnung: Für das Wochenende ist schönes, sommerliches Wetter angesagt.

„Gewinnwarnung“ von Peter Burri aus der Sendung „Zwischenruf“ von DRS 2, 2006 SRF Schweizer Radio und Fernsehen/Christoph Merian Verlag



Das ist mir beim Zuhören positiv aufgefallen:

Tipp:

Lesezeit: 3. Lesen	Minuten	Sekunden
Lesezeit: 4. Lesen	Minuten	Sekunden

Wer hört zu:

Gewinnwarnung

Wieder einmal stolpere ich über dieses Wort, auf der Wirtschaftsseite der Zeitung. „Gewinnwarnung“. Wer warnt mich da vor einem Gewinn? Die Lotto-Gesellschaft? Natürlich nicht, sondern eine Firma, die ihre Aktionäre schon vor der nächsten Generalversammlung warnt, dass sie im laufenden Geschäftsjahr nicht auf den erwarteten Gewinn kommen und damit auch weniger Dividende ausschütten wird. Gewinnwarnung? Eigentlich müsste es heißen: Warnung vor vermindertem Gewinn. Denn nach der Logik der Sprache bedeutet Gewinnwarnung etwas anderes: Warnung vor mehr, ja vor hohem, gar zu hohem Gewinn.

Selbstverständlich weiß jeder Aktionär, dass dem nicht so ist, und er zuckt automatisch zusammen, wenn er das Wort Gewinnwarnung vernimmt. Die

Kombination von „Gewinn“ und „Warnung“ reicht, dass seine Alarmglocken läuten. Dennoch ist dieses Schreckwort ein Unwort, das 2001 denn auch zum „Unwort des Jahres“ gekürt worden ist. Doch treibt es sein Unwesen munter weiter.

Aber Hand aufs Herz: Haben solche Wortkombinationen nicht schon Tradition? Seit es Strommasten gibt, lesen wir dort auf gelben Warnschildern; „Achtung, Lebensgefahr“. Wo doch eigentlich „Todesgefahr“ stehen müsste. Vielleicht würde das zu brutal klingen und auch „Gewinnwarnung“ hört sich, trotz der negativen Botschaft, irgendwie schicker an als „Verlustwarnung“.

Zum Schluss jetzt noch eine Glückswarnung: Für das Wochenende ist schönes, sommerliches Wetter angesagt.

„Gewinnwarnung“ von Peter Burri aus der Sendung „Zwischenruf“ von DRS 2, 2006 SRF Schweizer Radio und Fernsehen/Christoph Merian Verlag



Das ist mir beim Zuhören positiv aufgefallen:

Tipp:

Lesezeit: 5. Lesen

Minuten

Sekunden

Lesezeit: 6. Lesen

Minuten

Sekunden

Wer hört zu: